Hamed Abdel-Samad

Der Untergang der islamischen Welt

Eine Prognose

Hamed Abdel-Samad

Der Untergang der

islamischen Welt

Eine Prognose

Inhaltsübersicht

Für meinen Vater, der [...]

»Wer keinen Zielhafen hat [...]

Einleitung oder: Morgenland ist abgebrannt

Pulverfass Geschichte oder: Nimm mir meinen Sündenbock nicht weg!

Von Höhlen und Schatten oder: Eine Kultur schämt sich, will es aber nicht zugeben

Was ist schiefgelaufen? oder: Der lange Abschied vom Morgenland

Die Lust an der Kränkung oder: Warum die Muslime so ungern an ihre selbstgemachte Misere denken

Die Wut-Industrie oder: Ich bin Muslim, also bin ich beleidigt

Der Karikaturenstreit oder: Ein Gespräch mit einem Ketzer

Keine Revolution, nirgends oder: Das muslimische Gottesbild und die Herrschaftstreue

Kultureller Inzest oder: Eine Freistadt ohne Freiheit!

Käfighaltung oder: Eine Frau aus Ägypten

Du sollst nicht lieben oder: Der gottgefällige Sex

Bildung und Einbildung oder: Mohamed im Media Markt

The Wind of Change oder: Der Erlöser kommt aus Wien

Zwischen Renaissance und Radikalisierung oder: Muslime in der

Fremde

Häresie als Chance oder: Der postkoranische Diskurs

Auf Wiedersehen, Orient oder: Aufbruch oder Zusammenbruch?

Dank

Weiterführende Literatur

Für meinen Vater, der mir als Kind

den gesamten Koran beibrachte.

Als Erwachsener sagte ich zu ihm:

»Ich bin vom Glauben zum Wissen konvertiert.«

»Wer keinen Zielhafen hat , dem weht jeder Wind aus der falschen Richtung.«

Francis Bacon

Einleitung

oder: Morgenland ist

abgebrannt

Vor ein paar Jahren war ich ein unglücklicher Politologie-Student an einer

durchschnittlichen deutschen Universität. Das Studium lief nicht besonders gut, und die Identitätskonflikte keimten allmählich in mir auf. Aus dem

einst

neugierigen ägyptischen Studenten, der nach Deutschland gekommen war, um

Wissen zu erlangen und in Freiheit leben zu können, war auf einmal ein hilfloser Kulturkämpfer geworden, der für sein Gastland nur noch Verachtung übrig

hatte. Die Schwächen meiner eigenen Kultur und die persönlichen Konflikte, die ich nach Deutschland mitgebracht hatte, wagte ich nicht auszupacken. Mir blieb nur, eine Art Identitätspoker zu spielen.

Die wichtigste Karte in diesem Spiel war, die eigene Kultur zu verniedlichen und die Kultur der anderen zu verteufeln. Dazu gehörte, alle meine persönlichen Ängste und kulturellen Unsicherheiten auf Deutschland zu projizieren. Und so fing ich an, in den Geschichtsbüchern nach den Schandflecken des Westens zu

suchen, von den Kreuzzügen über Kolonialismus und Imperialismus bis hin zum

Neoliberalismus und Wirtschaftsprotektionismus. Ich liebte es, Deutschen

zuzuhören, die sich selbst zerfleischten und die eigene Kultur geißelten.

In dieser Phase stieß ich bei einem Bekannten auf ein altes Buch, das mir

zunächst als eine Goldgrube erschien: Oswald Spenglers »Der Untergang des

Abendlandes«. Ich glaubte, darin alle Argumente gegen die dekadente westliche Zivilisation zu finden, die mich als frommen Muslim so sehr überforderte, und empfand keine geringe Schadenfreude angesichts des bevorstehenden Endes

dieser Kultur. Doch schon bevor ich die lange Einleitung des monumentalen

Werkes gelesen hatte, war ich bereits ermüdet. Abgesehen davon, dass das

Buch in einer Gelehrtensprache geschrieben wurde, die für einen ausländischen Studenten, der erst vor wenigen Jahren Deutsch erlernt hatte, schwer

verständlich war, hatte der Inhalt des Buches mich schockiert. Denn der

Zustand der untergehenden Zivilisation, wie Spengler ihn beschreibt, kam mir sehr bekannt vor. Die in die Jahre gekommene Kultur, die kalt und seelenlos

geworden und vom Materialismus und von formloser Gewalt unterwandert war,

kannte ich gut. Ich plagte mich durch den schweren Text, bis ich auf diese

Passage stieß:

»Zuletzt, im Greisentum der anbrechenden Zivilisation, erlischt das Feuer

der Seele. Die abnehmende Kraft wagt sich noch einmal, mit halbem Erfolg –

im Klassizismus, der keiner erlöschenden Kultur fremd ist, an eine große

Schöpfung; die Seele denkt noch einmal – in der Romantik – wehmütig an ihre

Kindheit zurück. Endlich verliert sie, müde, verdrossen und kalt, die Lust am Dasein, und sehnt sich – wie zur römischen Kaiserzeit – aus tausendjährigem

Lichte zurück in das Dunkel urseelenhafter Mystik, in den Mutterschoß, ins

Grab zurück.«

Ich las diese Passage mehrmals, so lange, bis ich sie schließlich verstand. Dann legte ich das Buch beiseite. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass

Spenglers Analyse in vielerlei Hinsicht auch auf den Zustand der heutigen

islamischen Welt zutrifft. Ich sah vor mir die vielen Muslime, von denen ich weiß, dass sie sich in der modernen Welt nicht zurechtfinden und sich in eine vorgebliche Religiosität flüchten. Ich sah die aufmarschierenden Islamisten, die sich dem Geist der Zeit verschließen und von der imaginären Urgemeinde des

Islam in der Stadt Medina schwärmen. Ich sah mich. Ich empfand keine

Schadenfreude, sondern Verunsicherung und Wut und musste die Lektüre

unterbrechen. Ich hatte Angst, dass meine Vorstellung von meiner eigenen

Kultur nichts anderes war als eine Blase, in der ich mich vor der Realität über Jahre versteckt hatte. Von nun an hasste ich Spengler und sein Buch und

Deutschland umso mehr. Für eine kopernikanische Wende war es noch zu früh.

Erst mehr als zehn Jahre später wagte ich mich noch einmal an »Den

Untergang des Abendlandes«. Mein Deutsch war zwar immer noch nicht

perfekt, aber ich verstand diesmal mehr. Nun las ich das Buch mit anderen

Augen und versuchte dabei Spenglers Rat zu folgen, dem Untergang der eigenen Kultur »gefasst in die Augen zu schauen«. In Analogie zum Sprießen, Blühen und Verwelken einer Pflanze hatte der Münchner Privatgelehrte Oswald Spengler in seinem 1918 erschienenen Buch versucht, den Lebenszyklus einer Kultur als

»Morphologie der Geschichte« zu erklären. Ein Bild, das er vermutlich vom

arabischen Geschichtsphilosophen Ibn Khaldun aus dem 14. Jahrhundert

übernommen hatte, der von Kindheit, Jugend und Alter einer Kultur gesprochen hatte.

Den Prozess vom Aufstieg über die Blüte zum Niedergang hatten alle

Hochkulturen durchlaufen müssen, von den Pharaonen über die hellenistischen

Griechen und die Römer bis hin zum Osmanischen Reich. Der späte Zustand der

Zivilisation, so Spengler, zeichne sich durch Geschichtslosigkeit und Erstarrung aller Lebensbereiche aus. Zivilisationskriege und Vernichtungskämpfe werden

begleitet von anarchischer Sinnlichkeit und Unterhaltungsindustrien. Das

Verschwinden der kulturinteressierten Bevölkerung, der Tod der Kunst und die Fixierung auf *panem et circenses,* Brot und Spiele – es sind alles Erscheinungen, die man beim genaueren Blick in eine islamische Gesellschaft, vorausgesetzt, man sieht über die fromme Fassade hinweg, deutlich erkennen kann.

Nicht nur wegen der Erstarrung des religiösen Denkens sehe ich heute den

Untergang der islamischen Welt als unausweichlich an, sondern auch angesichts der Tatsache, dass die meisten islamischen Länder mittlerweile einer

Konsummentalität verfallen sind, aus der es für sie keinen geistigen Ausweg zu geben scheint. Die Religion ist nicht in der Lage, ein Gegengewicht zum

herrschenden Materialismus zu bilden und die Gesellschaft in ein Gleichgewicht zu bringen, denn die Religion steht im scharfen Konflikt mit dem Materialismus und verflucht dessen Geist. Dies ergibt eine explosive Kombination, die weitaus gefährlicher ist als eine selbst radikale Religiosität allein.

Während sich im Westen ein Gegenpol zum Materialismus und

Konsumverhalten im kulturellen Repertoire der Aufklärung und des

Humanismus findet, mangelt es dem gelebten Islam an einem eigenen gesunden

Verteidigungsmechanismus gegen den Konsum, ohne ihn kategorisch

auszuschließen und zu verdammen. Man könnte sagen, Konsum ohne Kant führt

zu Verwirrung. Indem die Mehrheit der Menschen in den islamischen Staaten

die Instrumente und Produkte der Moderne verschlingt, sich dem dahinter

stehenden Gedankengut aber nach wie vor verschließt, existiert sie in einem

Zustand der Schizophrenie, der über kurz oder lang in Fanatismus oder

kulturelle Verwahrlosung mündet – oder gar in beides zugleich.

Dieser Zustand ist längst eine Realität in der islamischen Welt und wird von vielen vereinfacht als ein Konflikt zwischen Tradition und Moderne gedeutet.

Doch er verweist meines Erachtens auf den Zerfall einer Religion, die keine

konstruktiven Antworten mehr bieten kann auf die Fragen des modernen

Lebens und auf den Zerfall einer Kultur, die die eigene Besonderheit über den Wandel stellt, obwohl dieser Besonderheit keine Substanz mehr entspricht.

Was der Westen als Re-Islamisierung der islamischen Welt wahrnimmt, ist in

Wirklichkeit nur ein Vorhang, der das Verschwinden der Religion verdecken

soll. Die manchmal aggressive Zurschaustellung der islamischen Symbole ist

nichts anderes als ein Zeichen des Rückzugs der Religion.

»Wer zu viel von Rasse spricht, hat keine mehr«, schreibt Spengler. Nun kann man dem entgegnen, der Islam sei keine Rasse. Falsch. Da die meisten

modernen islamischen Nationalstaaten es nicht schafften, ihren Bürgern eine

stabile, sinnstiftende Identität anzubieten, wird Spenglers »Rasse« durch die Religion als Hauptquelle der Identität ersetzt. Da die islamische Religion aber aus sich heraus keine kreative Kraft mehr schöpfen kann, bleibt ihr nur die

Kultur des Widerstandes. Dieser Widerstand richtet sich jedoch nicht gegen die wahren Gründe des Rückstandes und mündet in keine Revolution, sondern sucht

sich gleichsam Sündenböcke im Ausland, die für die eigene Misere

verantwortlich zu machen sind. Dieser Kampf gegen Windmühlen raubt der

Religion, der Kultur, den Menschen die verbliebene Energie, die eine

Gesellschaft für die Veränderung braucht.

Im Westen herrscht die Vorstellung, der Islam sei übermächtig und befinde

sich auf dem Vormarsch. Die demographischen Entwicklungen in der

islamischen Welt und in Europa sowie die blutigen Anschläge und schrillen Töne des fundamentalistischen Islam bestätigen viele Menschen im Westen in ihren

Annahmen. Tatsächlich ist es jedoch so, dass sich die islamische Welt in die Defensive gedrängt fühlt und gegen die in ihrer Wahrnehmung aggressive

Macht- und Wirtschaftspolitik des Westens heftig protestiert.

Das Engagement der westlichen Mächte in Afghanistan und im Irak sowie die

vielen ungelösten Konflikte in der islamischen Welt, von Tschetschenien bis

Palästina, lassen dort Verschwörungstheorien über die hegemonialen Ansprüche und Bemühungen des Westens wuchern. Während viele Europäer die

Islamisierung Europas und den Untergang des Abendlandes beschwören, sehen

sich viele Muslime eher als Opfer eines westlichen Masterplans, der die totale Kontrolle über die Ressourcen der Muslime und die Unterwanderung ihrer

Heiligtümer vorsieht.

Diese beiden Wahrnehmungen haben viel mit dem eigenen Selbstbild zu tun.

Es rührt von den eigenen Ängsten, Unzulänglichkeiten und der Projektion der

eigenen Geschichte auf den anderen her. Die eine Seite blickt ohne Zuversicht in die Zukunft und hat die Gefahren der Vergangenheit vor Augen:

mittelalterlicher Fanatismus, Religionskriege, Türken vor Wien. Auf der

anderen Seite leckt man die eigenen, aus der Vergangenheit stammenden

Wunden und beweint die traumatischen Erfahrungen mit Kreuzzügen und

Kolonialismus. Es herrscht Paranoia auf beiden Seiten einer schier

unüberwindlichen geistigen Mauer. Aber die Tatsache, dass jemand paranoid

ist, heißt noch lange nicht, dass die anderen nicht wirklich hinter ihm her sind!

Was den Islam betrifft, mag er in seinem jetzigen Zustand alles Mögliche sein, nur eines ist er meines Erachtens gewiss nicht: Er ist nicht mächtig. Er ist im Gegenteil schwer erkrankt und befindet sich sowohl kulturell als auch

gesellschaftlich auf dem Rückzug. Die religiös motivierte Gewalt, die

zunehmende Islamisierung des öffentlichen Raums und das krampfhafte

Beharren auf der Sichtbarkeit der islamischen Symbole sind nervöse Reaktionen dieses Rückzugs. Der Vormarsch des Islamismus ist bloß eine aufgeregte

Mobilisierung und, wie Spengler schreibt: »Wehe denen, die die Mobilmachung

mit dem Sieg verwechseln.« Es sind klare Zeichen des Mangels an

Selbstbewusstsein und Handlungsoptionen. Es handelt sich nur um das

verzweifelte Anstreichen eines Hauses, das kurz davor steht, in sich

zusammenzustürzen. Aber auch der Zusammenbruch eines Hauses bleibt

gefährlich, und das nicht nur für seine Bewohner.

Aus der Geschichte lernen wir zwar, dass eine Kultur nicht durch Prinzipien, sondern durch eine noch jüngere, überlegene Kultur abgelöst wird und dass die ehrgeizigen, kampflustigeren »Barbaren« immer am Ende gegen die

dekadenten, kampfmüden »Zivilisierten« siegen. Spengler nennt das Prinzip

»Blut« als maßgebend für die Mobilisierung der Kämpfer, bei Ibn Khaldun ist es *asabiyya,* das bedeutet »Stammesbewusstsein«. Beide Begriffe können durch die »Religion« wenn nicht ersetzt, so doch ergänzt werden. Blut,

Stammesbewusstsein, Religion: Dem mögen die satten, von der Zivilisation

verwöhnten Bewohner der großen Städte nichts entgegenzusetzen gehabt

haben in Zeiten, als Kriege und territoriale Konflikte in offener Feldschlacht, im Kampf Mann gegen Mann, Heer gegen Heer entschieden wurden.

Doch im Zeitalter der Globalisierung, des Internets, der Nanotechnologie und der schmutzigen Bombe können uns die Geschichte und die

Geschichtsphilosophie nur bedingt weiterhelfen. Sie können uns zeigen, wo wir jetzt stehen und warum wir da stehen. Doch über die Zukunft der Kulturen

können sie nur vage Hinweise geben. Deshalb interessierte mich beim zweiten

Lesen des »Untergangs des Abendlandes« weniger die Prognose an sich als die

Analyse des Wegs.

Der Logik der Geschichte folgend, hätte die islamische Kultur spätestens nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches in den zwanziger Jahren des

zwanzigsten Jahrhunderts von der Erdoberfläche verschwinden müssen. Nach

der Abschaffung des Kalifats deutete alles darauf hin, dass die Idee des

Gottesstaats durch die des modernen Nationalstaats endgültig ersetzt würde, so dass alte patriarchalische Herrschaftsmuster keine Chancen mehr hätten. Doch die Gründung der Muslimbruderschaft in Ägypten im Jahr 1928 und die

Entdeckung des Erdöls in Saudi-Arabien kurze Zeit danach reichten offenbar

aus, um das Verschwinden des Islam aufzuhalten. Das unerwartete Geld, die

Privatisierung des Dschihad und das Florieren des radikalen Wahhabismus

schienen dem politischen Islam einen gewaltigen neuen Schub gegeben zu

haben. Oder sollten diese Ereignisse nichts anderes als die künstliche Beatmung einer Kultur gewesen sein, die ihren Zenit längst überschritten hatte und bereits im Sterbebett lag?

Über die Zukunft der islamischen Welt zu sprechen ist nicht weniger leicht,

als Gewissheit etwa über den Klimawandel zu erlangen. Wir können

beobachten, dass sich große Teile der islamischen Welt vom weltlichen Wissen drastisch distanzieren und eine unversöhnliche Haltung zum Geist der Moderne einnehmen. Ferner, dass der Fundamentalismus und das Ressentiment

gegenüber dem Westen geschwürartig wachsen und ihren furchtbaren Ausdruck

finden in Gewalt und Ausgrenzung. Gleichzeitig laufen bei jungen Muslimen

Individualisierungsprozesse ab, die exzessiv das Internet nutzen und, je nach finanzieller Situation, ebenso exzessiv moderne Verbrauchsgüter konsumieren

und den alten traditionellen Strukturen nicht mehr vertrauen. Diese

unterschiedlichen, parallel ablaufenden, sich wechselweise bedingenden und

beeinflussenden Entwicklungen können sowohl in Demokratisierung als auch in

Massenfanatismus und Gewalt münden. Es kommt darauf an, auf welche

Infrastrukturen die abgekapselten Individuen treffen.

In Ländern wie dem Iran und Ägypten gedeihen sowohl die radikalen Formen

des Islam als auch die Bemühungen junger Menschen, sich von diesen Formen

zu befreien. Die Fronten sind verhärtet wie noch nie, und eine bittere

Konfrontation ist unausweichlich. Der von Samuel Huntington beschworene

»Kampf der Kulturen« ist längst Wirklichkeit geworden. Er findet nicht nur

zwischen dem Islam und dem Westen statt, wie viele vermuten, sondern auch

innerhalb der islamischen Welt zwischen Individualisierung und

Konformitätsdruck, zwischen Kontinuität und Innovation.

Eine politische Reform sowie eine Reform des Islam liegen jedoch in weiter

Ferne, da die Bildungssysteme immer noch für Loyalität statt für freies Denken werben. Mangel an Produktivität und eine wachsende Unzufriedenheit der

Bevölkerung über die verfahrene politische und wirtschaftliche Situation

bescheren den radikalen Islamisten immer mehr Zulauf. Selbst in den finanziell bessergestellten Golfstaaten wird gesellschaftliche und politische Öffnung als Einführung der modernsten Konsumgüter verstanden, nicht als Erneuerung des

Denkens.

Insbesondere am Golf sind die Gesellschaften immer noch tief patriarchalisch geprägt, auch wenn sie sich durch ein zartes, modernes

Feigenblatt zu tarnen suchen. In vielen islamischen Ländern werden Frauen zwar zur Bildung

zugelassen, aber oft zugleich daran gehindert, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Die sogenannten Reformer des Islam trauen sich nach wie vor nicht an die elementaren Probleme der Kultur und der Religion heran. Reformdebatten

werden zwar häufig angestoßen, aber nie zu Ende geführt. Kaum jemand fragt

sich: »Gibt es möglicherweise einen Geburtsfehler in unserem Glauben?«

Alle Fragen der Reform beginnen beim Koran und zerbrechen am Ende an

diesem erratischen Block der islamischen Kultur. Reformer und Konservative

sind nach wie vor vom heiligen Text besessen. Während die einen in ihm die

Grundlage für einen Gottesstaat sehen, suchen die Reformer nach positiven

Passagen in ihm, die für das moderne Leben taugen. Man schraubt am Vers

rum, bis er irgendwie zu den Umständen der heutigen Gesellschaft passt. Kein Mensch traut sich zu fragen, wozu wir den Koran heute brauchen. Keiner wagt

den postkoranischen Diskurs. Denn immer wenn die Reformdebatte ernst zu

werden droht, werden die alten Ressentiments gegen den Westen durch

politische Manipulationen aufgewühlt, um die Reformkräfte als fünfte Kolonne des Abendlandes zu diffamieren und sie dadurch leicht zu diskreditieren oder zu entsorgen. Angst vor Sanktionen, die im schlimmsten Fall mit dem eigenen Tod enden können, halten viele davon ab, in ihren Forderungen weit zu gehen.

Vom Koran scheine auch ich besessen zu sein und will deshalb zeigen, wie

sogar ein Zitat aus dem Koran die islamische Welt durch eine einfache Logik

zum Untergang verurteilt. In Sure 13:17 steht geschrieben:

»Er (Gott) sendet Wasser vom Himmel herab, so dass die Täler durchströmt

werden, und die Flut bringt den Schaum auf der Oberfläche. Und ein

ähnlicher Schaum ist in dem, was sie im Feuer aus Verlangen nach Schmuck

und Gerät erhitzen. So verdeutlicht Gott Wahrheit und Irrtum. Der Schaum

aber, der vergeht wie die Blasen; das aber, was den Menschen nützt, bleibt

auf der Erde zurück. Und so prägt Gott die Gleichnisse.«

Selbst der Koran legt nahe, dass das, was der Menschheit nicht nutzt, am Ende von der Erde verschwinden muss.

Mir wurde einmal die mich in Verlegenheit bringende Frage gestellt, was die

Welt vermissen würde, sollten die islamischen Staaten allesamt verschwinden.

Mir fiel nichts ein außer Erdöl und ein paar schönen Urlaubszielen und vielleicht die Angst vor dem Terror, die manche Leute kitzelt. Darunter würden

vermutlich nur die Hersteller von Luxuskarossen leiden, deren beste Kunden in den Golfstaaten leben.

Ja, die Frage darf gestellt werden, was die gegenwärtige islamische Welt

hinterlässt, das der Menschheit zugutekommt. Was sind die Beiträge der

islamischen Welt auf dem Gebiet des weltlichen Wissens, der Kunst, der

Architektur, um nur drei Bereiche zu nennen? Diese Frage ist leicht mit »wenig«

oder »gar nichts« zu beantworten. Warum fällt es denn vielen schwer zu

erkennen, dass die islamische Kultur ihren zivilisatorischen Zenit schon längst überschritten hat und nicht mehr imstande ist, sich in die Weltgemeinschaft

einzuordnen? Was von der islamischen Geschichte des Denkens übrig geblieben

ist, ist meines Erachtens der intellektuelle Schaum einer unversöhnlichen

Orthodoxie, und der kann nicht länger in der modernen Welt bestehen. Ein

letztes Mal wird der Schaum mit dem Mut der Verzweiflung mit seiner Wut die

Oberfläche überziehen, bevor er verschwindet.

Mit diesem Buch versuche ich zu verstehen, wie es zum Zerfall des Islam kam

und was es bedeutet für die Welt von heute, wenn so ein schwerer Körper in

ihrer Mitte zusammenbricht, denn dieser Niedergang betrifft uns alle. Hier darf zu Recht die Behauptung auftauchen, die islamische Welt als solche gebe es

nicht, denn über eine Milliarde Menschen zwischen Indonesien und Marokko als gleichgeschaltete Masse zu betrachten ist schlicht und ergreifend anmaßend.

Das ist richtig, wenn wir die islamische Welt als eine geographische,

theologische oder politische Einheit sehen, doch es geht in diesem Buch um die islamische Welt als ein imaginäres Konstrukt namens *Umma,* das als

Gemeinschaft alle Gläubigen umfassen sollte; ein Traum, der die Ambitionen des politischen Islam seit seiner Geburt beflügelt. Es geht um die Geisteshaltung vieler Muslime zur Moderne; es geht um den Islam als eine politische Idee, die inzwischen die Substanz verloren und kaum Antworten auf das Weltgeschehen

außer Wut und Gewalt parat hat. Um diese islamische Welt geht es.

Gibt es den *einen* Islam? Eine Frage, die oft hinterhältig gestellt wird, um Islamkritik im Keim zu ersticken. Selbstverständlich ist der Islam in seinen Strömungen und Ausprägungen sehr heterogen, dennoch kann man von *einem*

Islam sprechen. Denn diese Unterschiede mögen für Theologen und Ethnologen

von Interesse sein, politisch gesehen sind sie allerdings ziemlich irrelevant.

Wenn wir vom Islam sprechen, meinen wir nicht volkstümliche

Erscheinungsbilder, sondern meist die politische Ideologie, die Geisteshaltung, die dem Glaubenssystem Islam zugrunde liegt.

Wenn Muslime selbst von Islam sprechen, wenn es etwa um die Einführung

von Islamunterricht an europäischen Schulen oder die Beantragung des Status

einer Körperschaft des öffentlichen Rechtes geht, ist die Rede von *einem* Islam.

Wenn Muslime von der »Religion des Friedens« sprechen, sagen sie nicht,

welchen Islam sie damit meinen, aber wenn Islamkritik auftaucht, kommt ein

Taschenspielertrick, um die Kritik abzuwürgen: Von welchem Islam reden Sie

überhaupt?

Von welchem Alkohol reden wir denn, wenn wir sagen: »Viel Alkohol schadet

der Gesundheit und führt zu Alkoholismus«? Ja, Alkohol wird zur Herstellung

von Medizin oder zum Kochen verwendet, doch diese Funktionen stehen nicht

zur Debatte, wenn wir von den sozialen Auswirkungen von Alkohol reden. Und

Islam ist für mich mit Alkohol vergleichbar. Wenig davon kann sehr heilend und inspirierend wirken, aber wenn der Muslim in jeder Lebenssituation zur Flasche der Dogmen greift, dann wird es gefährlich. Von diesem hochprozentigen Islam rede ich, denn er schadet dem Individuum und gefährdet das Zusammenleben.

Selbstverständlich können Länder wie die Türkei, Indonesien und Malaysia

nicht mit der arabischen Welt gleichgesetzt werden. Die Lage in diesen drei

Ländern gilt oft als Hoffnung für die Demokratisierung in der gesamten

islamischen Welt, da sie sich in den letzten Jahren in der Bildung und der

Wirtschaft gut entwickelt haben. Auch Anfänge einer relativ fortschrittlichen islamischen Theologie sind in diesen Ländern zu beobachten. Doch der Einfluss dieser Länder auf den Rest der islamischen Welt in den Bereichen Bildung und Theologie ist leider marginal. Umgekehrt ist der Einfluss von Saudi-Arabien und Ägypten auf die Türkei, Indonesien und Malaysia ganz erheblich, was zur

zunehmenden Rückbesinnung auf den Islam und einer deutlichen Zurücknahme

vieler demokratischer Prozesse auch dort führt.

Besonders in der arabischen Welt muss man sowohl die regionalen als auch

die globalen Perspektiven als bedrohlich empfinden. Eine rapide wachsende

arme, unterdrückte und wenig gebildete Bevölkerung, zur Neige gehende

Erdölvorkommen und drastische klimatische Veränderungen, die große

Anbauflächen vernichten, bedrohen die wirtschaftliche Grundlage dieser Länder und verschärfen die bereits vorhandenen regionalen und religiösen Konflikte.

Dies kann dazu führen, dass der Staat zunehmend an Einfluss verliert, was zur Privatisierung der Gewalt führen würde. Die Bürgerkriege in Afghanistan, Irak, Algerien, Somalia und im Sudan sind nur ein furchtbarer Anfang dessen. Die

geistige und die materielle Erstarrung veranlasst mich zu der Prognose: Die

islamischen Staaten werden zerfallen, der Islam wird als eine politische und gesellschaftliche Idee, er wird als Kultur untergehen.

Vergleicht man die arabisch-islamische Welt heute mit der »Titanic« kurz vor dem Untergang, so stößt man auf Parallelen. Das Schiff steht einsam und

gebrochen mitten im eiskalten Ozean der Neuzeit und weiß nicht, woher die

Rettung kommen soll. Die Passagiere der dritten Klasse schlafen weiterhin in ihrem Kerker und ahnen noch nichts von der sich anbahnenden Katastrophe. Die Reichen machen sich in den wenigen Rettungsbooten aus dem Staub und wollen

sogar an der Misere verdienen, während Geistliche die üblichen

Durchhalteparolen wiederholen. Die sogenannten Islamreformer erinnern mich

an das Salonorchester, das bis zum Untergang weiterspielte, um den

Passagieren die Illusion einer Normalität zu vermitteln. Sie spielen die

Reformmelodie und wissen, dass sie sowieso niemand mehr hört.

Ein wesentlicher Unterschied allerdings fällt ins Auge: Das islamische Schiff war von vorne herein veraltet und voller Löcher, und dennoch galt es für viele Muslime als unsinkbar, weil sie in ihrem Segeln einen göttlichen Auftrag sahen.

Das schwere Schiff driftete Jahrhunderte im Meer ohne Kompass und ohne

Orientierung. Weil es nicht wusste, wohin es wollte, war kein Wind ihm recht.

Kein heftiger Zusammenprall, sondern eine leichte Berührung mit dem Eisberg

namens Moderne reichte aus, um das islamische Schiff aus dem Gleichgewicht

zu bringen. Erst mit dem Auftauchen des überlegenen »Anderen« sind Muslime

auf die eigene Schwäche aufmerksam geworden. Trotzdem verhinderten Stolz

und Eigensinn die Erkenntnis, dass eine Veränderung not-wendig ist.

Die islamische Welt hat meines Erachtens ihr kulturelles und zivilisatorisches Konto überzogen und lebt sträflich über ihre Verhältnisse. Wäre der Islam eine Firma, dann wäre er längst pleitegegangen. Was der Islam nun braucht, ist eine geregelte Insolvenz, eine Inventur, durch die die islamische Welt sich endlich von vielen Bildern trennen muss: Gottesbilder, Gesellschaftsbilder,

Frauenbilder, Vor- und Feindbilder.

Sowohl der britische Orientalist Bernard Lewis als auch der deutsche

Orientalist und Historiker Dan Diner sehen das Hauptproblem des Islam in der Natur des Heiligen, das alle Bereiche des Lebens unterwandert. Auch die Natur der arabischen Sprache, die am Text des Korans und seiner Konnotation hänge, erschwere jede Bemühung der Säkularisierung, so Diner. Dies habe die

islamische Welt zum jetzigen Stillstand geführt, den er »versiegelte Zeit« nennt.

Ähnlich argumentiert der im Exil lebende syrische Dichter Adonis, beschränkt seine These jedoch auf die arabische Welt. Die Tatsache, dass in den arabischen Staaten Kultur nur staatlich bürokratisch betrieben wird, dass die arabische Sprache sich nicht erneuert und dass die arabische Welt aus Mangel an

Kreativität der Menschheit nichts mehr zu bieten hat, veranlasst Adonis zur

Prognose, dass die Araber bald wie die alten Ägypter, Griechen und Römer

Geschichte sein werden.

Emmanuel Todd und Youssef Courbage erwarten dagegen, dass der Islam

sich rasch modernisieren wird. Die beiden Statistiker und Verfasser des Buchs

»Die unaufhaltsame Revolution«, das im französischen Original »Le rendez-vous des civilisations« heißt, studierten die Demographie der islamischen Welt und stellten fest, dass es zu immer mehr Alphabetisierung unter jungen

muslimischen Männern und Frauen kommt, was wiederum zu einem Rückgang

der Geburtenraten führt. Diese Veränderung führe zu einer neuen sozialen

Mobilität, die sowohl für Erneuerung als auch für Fundamentalismus

verantwortlich sei. Die Schlussfolgerung der Autoren lautet: Die Werte der

Moderne verändern die islamische Welt.

Mein Buch »Der Untergang der islamischen Welt« bietet weder eine historische noch eine soziologisch-empirische Studie. Auch wenn die Geschichte des Zerfalls und die gesellschaftliche Dynamik von heute bei der Lektüre eine zentrale Rolle spielen, bleibt das Buch eine persönliche Analyse und eine Einschätzung der

Entwicklungen in den Teilen der islamischen Welt, die ich kenne, nämlich den arabischen Staaten. Deshalb steht mein Geburtsland Ägypten im Mittelpunkt

der Analyse, das ich nach wie vor als Mikrokosmos und Trendsetter in der

islamischen Welt sehe, wenn es um Modernisierung oder Radikalisierung geht.

Gesellschaftliche Prozesse und Fehlentwicklungen, die zum Reformstau führen, werden in den historischen, religiösen und politischen Kontext gestellt und

analysiert. Das aus dem Koran abgeleitete Gottes- und Menschenbild sowie das Verständnis von Hierarchie und Ehre und deren Einfluss auf das Bildungssystem sowie auf die Selbst- und Fremdbilder werden Gegenstand der Diskussion sein.

Mir geht es weder darum, um Mitleid mit dem Patienten Islam zu werben,

noch gegen ihn zu polemisieren, sondern darum, auf wenig beleuchtete Facetten der Problematik aufmerksam zu machen.

Pulverfass Geschichte

oder: Nimm mir meinen

Sündenbock nicht weg!

Einer meiner liebsten Orte in München, wo ich derzeit lebe, ist der

Olympiapark. Besonders zum Olympiaberg habe ich eine eigenartige Beziehung

entwickelt, gleichsam eine Form des interkulturellen Dialogs. Der Olympiaberg ist kein eigentlicher Berg, sondern ein von Menschenhand aufgehäufter Hügel.

Er ist gestaltet, angelegte Wege führen zum Gipfel, von dem aus sich ein

herrlicher Blick über München öffnet. Doch erzählenswert daran ist weniger die Aussicht als die Entstehungsgeschichte des Olympiabergs. Denn der Hügel

wurde auf einem ehemaligen Artillerieschießübungsplatz und Exerziergelände

aus den Trümmern der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Münchner Häuser

aufgeschüttet; eine Geschichte, wie sie jede größere deutsche Stadt kennt, die mir zeigt, was »Zivilisation« bedeutet.

Ich lese immer wieder neue und alte Definitionen von »Zivilisation«, die für mich kaum zufriedenstellend sind, weil sie oft »Zivilisation« mit »Kultur«

verwechseln oder »Zivilisation« nur auf Urbanität, entwickelte Systeme von

Transport, Vermessung und Schrift beschränken. Auch wenn Oswald Spengler

zwischen Kultur und Zivilisation unterscheidet, bleibt seine Vorstellung von Zivilisation, als der stagnierenden Endphase einer Kultur, fragwürdig. Derartige Begriffsbestimmungen konzentrieren sich auf materielle Errungenschaften oder Erscheinungsbilder einer Kultur und

vernachlässigen, allerdings mit Ausnahme von Spengler, die Geisteshaltung, das Geschichtsbewusstsein, die

Selbstwahrnehmung und die Vorbilder, die eine Kultur besitzt, und die ich als das Herzstück einer Zivilisation ansehe. Ich ziehe es vor, die Zivilisation als immerwährende Neuverhandlung und Neuerfindung einer Kultur zu sehen.

Auf dem Gipfel des Münchner Olympiabergs stehend, habe ich meine eigene

Definition von »Zivilisation« formuliert als

»die Fähigkeit einer Kultur, etwas Hässliches in etwas Ästhetisches zu

verwandeln. Zivilisation ist die Fähigkeit zur Transformation und zur

Entwaffnung der eigenen Geschichte.«

Nach dem Krieg hätten die Deutschen auf den Ruinen ihrer Städte jahre- und

jahrzehntelang weinen und diejenigen verfluchen können, von denen sie

bombardiert worden waren. Stattdessen erkannten sie, dass das Unglück zum

größten Teil selbstverschuldet war und dass Jammern nichts bringen würde. Sie fingen an, mit ihren früheren Feinden zusammenzuarbeiten, um das eigene Land wiederaufzubauen. Die Erinnerung an die Geschehnisse des Krieges dient nicht dazu, Ressentiments gegen die einstigen Kriegsgegner zu schüren, sondern um

zum Frieden zu mahnen.

Vor einigen Jahren forderte der ägyptische Schriftsteller Hamdy Abu-

Golayyel die islamische Welt auf, nach dem Vorbild Deutschlands und Japans vor dem Westen zu kapitulieren und einen neuen Anfang zu wagen.

Er meinte, die

Kultur des Stolzes und des Widerstandes während und nach dem Kolonialismus

hätte den Muslimen nichts außer Energieverlust und Rückständigkeit gebracht.

Zahlreiche Kommentare, vor allem aus den Reihen der linken Intellektuellen,

attackierten Abu-Golayyel und lehnten den Vergleich mit Japan und Deutschland strikt ab. Einer von Ägyptens berühmtesten Literaten, *Khairy Shalaby,* sagte, Abu-Golayyel sei sogar »schlimmer als alle Zionisten«. Im Gegensatz zu Japan und Deutschland, von denen die Aggression ausgegangen war und die

imperialistische Ziele verfolgt hatten, sahen die arabischen Intellektuellen die islamische Welt in ihrem Kampf um den Irak und Palästina eher in der Position Frankreichs, als es vom nationalsozialistischen Deutschland besetzt wurde. Der französische Widerstand, die Resistance, würde während und nach dem Krieg

von allen Seiten gewürdigt. Noch ein Argument aus arabischer Sicht gegen

diesen Vergleich lautete: Der Wiederaufbau Japans und Deutschlands sei mit

Hilfe der Alliierten erfolgt, die dies allein aus Angst vor dem kommunistischen Einfluss in Europa und Asien getan hätten. Hätte die Sowjetunion keine

Ansprüche auf diese Staaten angemeldet, wären Deutschland und Japan heute

vermutlich nur rückständige Agrarstaaten.

Der Vergleich mit Deutschland und Japan mag im Kern nicht passend sein,

blicken wir also nach Taiwan. Während der japanischen Invasion wurde die Insel verwüstet, Tausende Frauen vergewaltigt, zahllose Menschen getötet. Nur die Staatliche Universität von Taiwan, die die Japaner selbst 1928 aufgebaut hatten, blieb stehen, als die Japaner das Land verließen. Aus Verbitterung und als Trotzreaktion hätten die Taiwanesen diese Universität sprengen oder schließen können, um an die Greueltaten der Japaner nicht erinnert werden zu müssen. Dennoch entschieden sie sich dafür, die Universität nicht nur zu erhalten, sondern auch zu entwickeln. Stück für Stück bauten die Taiwanesen, ohne fremde Hilfe, ihr Land wieder auf. Bildung war das Rückgrat dieses Prozesses, die von Japanern errichtete Universität und aus dem Japanischen übersetzte Schriften waren dafür wesentlich. Im Jahre 2008 stand die Staatliche Universität von Taiwan in der Rangliste der Eliteuniversitäten der Welt sogar vor den größten japanischen Universitäten. Mit einem pragmatischen Geschichtsbewusstsein gelang es einem kleinen Volk, den früheren Meister und Unterdrücker beinahe zu überholen. Heute arbeiten Japan und Taiwan sowohl wirtschaftlich als auch kulturell sehr eng zusammen.

Für viele muslimische Intellektuelle, egal ob religiös oder linksorientiert, dient das Argument, durch den europäischen Kolonialismus in der eigenen Entwicklung unterbrochen und zurückgeworfen worden zu sein, als gewichtigste Ausrede für die Rückständigkeit der islamischen Welt: Die westlichen Mächte hätten die kolonialisierten Länder wie Toiletten benutzt und ließen sie in einem erbärmlichen Zustand zurück, sogar ohne die Toilettenspülung zu

betätigen.

Dies mache Wiederaufbau und Reform beinahe unmöglich. Das drastische Bild

zeigt die Selbstwahrnehmung vieler Muslime und wie sehr ihr

Geschichtsbewusstsein von Verbitterung und Ressentiment geprägt ist.

Den Münchner Olympiaberg und die Universität von Taiwan sehe ich als zwei

Bilder für die Transformation und die Neutralisierung der Geschichte an; der islamischen Welt gelang es nicht, einen ähnlichen Prozess zu verwirklichen, weil man sich anscheinend in den Trümmern der eigenen Geschichte wohl fühlt.

Wer einen Blick in aktuelle arabische Schulbücher wirft, wird sofort erkennen, wie verzerrt und einseitig Geschichte gelehrt wird: ein Spagat zwischen einer fehlerfreien, glorreichen islamischen Geschichte, die nur Humanismus und

Blütezeiten kannte, und einer reinen Opferrolle in der Gegenwart.

Im ersten Abschnitt des aktuellen Geschichtsbuchs für die Sekundarstufe in

Ägypten werden in selbstverherrlichender Weise die Errungenschaften der

arabischen und islamischen Kultur geschildert, gefolgt von einem Kapitel, das darlegt, weshalb die moderne europäische Zivilisation eigentlich gar nicht

europäisch sei, sondern in den Bereichen Medizin, Philosophie, Mathematik und Literatur alles den Muslimen zu verdanken habe. Das nächste Kapitel listet auf, was die glorreiche islamische Kultur geschwächt hat: Die mittelalterlichen

Kreuzzüge verdeutlichen die Brutalität des Westens; pathetisch wird

beschrieben, wie die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten und jeden Muslim, der

ihnen in die Quere kam, ermordeten.

Die Schulbuchszene der Erstürmung der Al-Aksa-Moschee durch die

christlichen Eroberer gleicht einem Horrorfilm. Muslime verstecken sich in der Moschee vor den erbarmungslosen christlichen Kriegern. Diese aber dringen in die Moschee ein und töten alle – Männer, Frauen und Kinder. Siebzigtausend

Menschen sollen allein in der Moschee ihr Leben gelassen haben, den

Eroberern soll das Blut an den Knien gestanden haben. Abgesehen von der

Frage, ob sich diese Szene in Wirklichkeit so abgespielt hat, ist ihre Plazierung an dieser Stelle des ägyptischen Schulbuchs außerordentlich tendenziös. Und

suggestiv ist die erste Frage, die den Schülern in den Übungen zu diesem Thema gestellt wird: »Womit erklären Sie die Brutalität der Kreuzzügler, als sie die Moschee erstürmten?« Interessant ist, dass die arabische Bezeichnung für

Kreuzfahrer, *salibiyyeen* (Die-mit-dem-Kreuz), eine neue ist. Während der Zeit der Kreuzzüge selbst (1096–1291) nannte man sie lediglich *ferenca,* also die Franken. In der modernen islamischen Geschichtsschreibung legt man viel Wert darauf, die Geschichte des Kampfes zwischen Ost und West religiös zu deuten

und zu überhöhen.

Die Erstürmung einer Moschee durch die Ungläubigen spielt auch im

nächsten Abschnitt des ägyptischen Geschichtsbuchs eine wichtige Rolle. Es

handelt sich um den Ägyptenfeldzug Napoleons (1798–1801), in dessen Verlauf

französische Truppen die Al-Azhar-Moschee in Kairo stürmten und dabei

ägyptische Verteidiger töteten.

Das nachfolgende Kapitel handelt vom Kolonialismus, der die islamische Welt

ihrer Ressourcen beraubte und sie in der kulturellen Entwicklung um

Jahrhunderte zurückwarf.

Dann geht es im letzten Kapitel um die Gründung Israels als Ergebnis einer

westlichen Verschwörung und als Fortsetzung des Imperialismus in der

islamischen Welt. Über die Geschichte der europäischen Juden in Mittelalter

und Neuzeit erfahren die ägyptischen Sekundarschüler, dass diese sich in den europäischen Städten in Ghettos zurückgezogen und ein Vermögen

angesammelt hätten, bevor sie den Zionismus gründeten. Antisemitismus und

Holocaust werden in diesem offiziellen Schulbuch mit keinem Wort erwähnt.

Ägyptische Juden, die über Jahrhunderte hinweg und bis zur Gründung Israels

im Land lebten und nicht wenig zu den kulturellen Errungenschaften Ägyptens

beigetragen haben, finden ebenfalls keine Erwähnung.

Die Schulbuchautoren waren darum bemüht, sämtliche Informationen und

Aspekte zu unterdrücken, die geeignet wären, Interesse an, Sympathie für oder Mitgefühl mit Juden entstehen zu lassen, was die Homogenität des Feindbilds

von Israel trüben könnte. Man fragt sich, wie sähe die islamische Geschichte ohne »die anderen« aus, ohne die Feinde, quasi die innere Geschichte der

islamischen Welt?

Die Abfolge der Kapitel im Schulbuch ist bemerkenswert: Zunächst werden

die kulturellen Verdienste der Araber dargelegt und die Art und Weise, wie die Europäer vom arabischen Wissen profitiert haben. Darauf folgt die Schilderung dessen, was Europa dem Islam angetan hat, vor allem die Zerstörung und die

Entweihung der Heiligtümer. Die eigenen Versäumnisse und Aggressionen und

Eroberungskriege des Islam werden entweder übergangen oder als

rechtmäßige Kriege zur Erleuchtung der heidnischen Völker durch die

islamische Lehre dargestellt. Die Kriege, die man selbst anzettelte, nennt man *fath,* also Öffnung mit einem göttlichen Auftrag. Die Kriege der anderen nennt man *ghazw*, also Invasion. Das ägyptische Lehrwerk der Sekundarstufe räumt nur eineinhalb Seiten dem Überfall der Mongolen im 13. Jahrhundert ein, als

Bagdad verwüstet wurde.

Obwohl diese Invasion, verglichen mit den Kreuzzügen, wesentlich brutaler

war und weitreichende Folgen für den Zerfall der muslimischen Zivilisation

hatte, findet sie kaum Beachtung. Die Zerstörung von Bibliotheken, die

Vernichtung von Büchern, die Tötung vieler Denker und die Verschleppung

begabter Handwerker nach Zentralasien, all das schwächte die islamische

Kultur drastisch und leitete die Distanzierung des Islam von einer Kultur des Wissens ein und trug auch zum Wiedererwachen der Dschihad-Ideologie bei.

Die Marginalisierung dieses mongolischen Überfalls im ägyptischen Schulbuch

und darüber hinaus im offiziösen Geschichtsbild der meisten islamischen Staaten liegt daran, dass die Mongolen heute nicht mehr als Weltmacht existieren und den Muslimen nicht mehr in der Abgrenzung zur Schärfung der eigenen

Identität zu dienen vermögen.

Wenig also über mongolische Aggressoren, dagegen findet man in dem

gleichen Buch dreizehn Seiten über die brutalen Kreuzritter, die sich an

Verträge nicht halten und kein anderes Ziel verfolgen, als Muslime zu töten und die Kontrolle über ihre heiligen Stätten zu erlangen. Der Prototyp des

Europäers als rücksichtsloser Aggressor ändert sich nicht in der Behandlung

des Kolonialismus, der vierzig Seiten in Anspruch nimmt und damit das

umfangreichste Kapitel des Buches bildet. Die Schüler müssen den Eindruck

gewinnen, der Europäer von heute sei der Kreuzritter im modernen Gewand,

ihn interessierten nur Ausbeutung und Ausrottung aller, die nicht seiner Kultur angehörten. Zwischen dem letzten Kreuzzug im 13. Jahrhundert und Napoleons

Ägyptenfeldzug Ende des 18. Jahrhunderts liegen allerdings 507 Jahre

islamisch-europäischer Geschichte, die kaum Erwähnung in den

Geschichtsschulbüchern finden. Darunter waren aber vierhundert Jahre

osmanischer Herrschaft in der arabischen Welt, und diese werden nicht als eine Epoche des Kolonialismus betrachtet, obwohl die Osmanen mehr zur

Rückständigkeit der arabischen Welt beigetragen haben als die europäischen

Kolonialmächte.

Die Osmanen und ihre Herrschaft in der arabischen Welt werden im

ägyptischen Schulbuch für die Sekundarstufe am Rande abgehandelt. Das liegt

daran, dass die Osmanen Muslime waren. Die Umschlagabbildung dieses

Geschichtsbuches zeigt, wie und gegen wen man die eigene Identität ausprägt: Rechts im Bild Kairos größte Moschee, gegenüber keine Kirche, obwohl

Ägypten eine lange christliche Geschichte hatte und auch heute zehn Prozent

der Ägypter christliche Kopten sind. Anstelle der Kirche ist das Gebäude der Suezkanal-Hauptverwaltung abgebildet, jenes Kanals, der für jahrzehntelange

Konflikte zwischen Ägypten, Frankreich und England sorgte. Unten links ist

Saladin, der Bezwinger der Kreuzritter, gefolgt von der islamischen Armee, die die grüne Fahne des Propheten trägt, zu sehen; gegenüber eine Szene aus dem

Jom-Kippur- Krieg gegen Israel: Soldaten hissen die ägyptische Fahne auf der Halbinsel Sinai. In der Mitte die Profile von Religionsführern,

Nationalhelden und Generälen, die gegen die Kolonialherrschaft kämpften. Das größte Profil

gehört naturgemäß dem jetzigen Präsidenten Mubarak, der seine einzige

Legitimität aus seiner Rolle als Luftwaffengeneral im Jom-Kippur-Krieg 1973

zieht. Die Umschlagcollage des Schulbuches ist für mich eine symbolische

Verdichtung der islamischen Identität: überladen von Legenden, Konflikten und aufgeblasenen Kultfiguren. Obwohl der Titel des Buches »Die islamische Kultur und die Geschichte der Araber« heißt, stehen nicht die Denker und

Wissenschaftler, sondern die Krieger und die religiösen Würdenträger im

Mittelpunkt.

Merkwürdig ist, dass die meisten Herrscher in der islamischen Welt treue

Verbündete des Westens sind. Ihr diktatorischer Machtstil wird von den

westlichen Demokratien geduldet, teils erheblich protegiert, und fast immer

werden sie mit Waffen und Entwicklungshilfe gestützt, damit sie die westlichen Interessen in ihrer Region verteidigen und dort für Stabilität sorgen – weiß Gott, was damit gemeint ist. Den Rücken von der westlichen Allianz gestärkt, gehen diese Despoten mit ihren Regimegegnern oft brutal um, um eben jene

»Stabilität« zu sichern. Gleichzeitig werden die Regimegegner als Spione des Westens tituliert und der Westen in den Schulbüchern als der Grund für alle

Übel dargestellt.

Nach dem 11. September 2001 wurden die arabischen Staaten allerdings von

ihren westlichen Verbündeten unter Druck gesetzt, um die Schulbücher vom

Hass gegen den Westen und gegen Andersgläubige zu befreien. In einem nicht

durchdachten Aktionismus wurden in der Tat einige Lehrinhalte entfernt, die

unmissverständlich zum Hass aufrufen, vor allem in Saudi-Arabien und in

Ägypten. Neue Passagen, die für das friedliche Zusammenleben zwischen den

Völkern plädieren, wurden eingefügt, ohne jedoch die Grundhaltung der

Schulbücher zu verändern. Es blieben viele problematische Passagen stehen,

weil sie auf Koranpassagen oder Aussagen des Propheten basieren.

Beim oben ausführlich zitierten ägyptischen Geschichtsbuch handelt es sich

bereits um die mildere, reformierte Fassung. Deshalb wirken die Lerninhalte oft widersprüchlich und unglaubwürdig. Diese Widersprüchlichkeit bis hin zu einer Schizophrenie ist überall in der islamischen Welt innerhalb und außerhalb der Schulen anzutreffen. Denn es geht nicht nur um die Geschichte, sondern um die Religion, die die Welt in Gläubige und Ungläubige teilt. Es geht auch um die geopolitische Lage und die materielle Unterlegenheit gegenüber dem Westen in allen Bereichen des Lebens, die dazu führt, dass den Muslimen nichts

übrigbleibt, als sich gegen die seelenlose und aggressive Macht des Westens zu wehren. Dieser selbsterteilte Auftrag ist freilich keinesfalls legitimiert, denn Alternativen zum vermeintlich atheistisch kapitalistischen System des Westens bieten die islamischen Staaten keineswegs. Im Gegenteil, die Konsummentalität ist in vielen islamischen Staaten mittlerweile hässlicher ausgeprägt, weniger verschleiert als im Westen. Gerade in Saudi-Arabien ist diese Schizophrenie am deutlichsten zu greifen: Auf der einen Seite steht

die washingtonfreundliche Energiepolitik des Herrscherhauses, die Öffnung des Landes für alle westlichen Konsumwaren und für die US-Marines, auf der anderen Seite steht eine

menschenverachtende, wahhabitische Richtung des Islam, die alle Bereiche des Lebens orthodox-religiös deutet und bestimmt. Die Integration eines nach außen hin westlichen Lebensstils, den man exzessiv lebt und offenkundig genießt und zugleich innerlich verachtet, macht diese Schizophrenie explosiv. Kein Wunder, dass fünfzehn der neunzehn Attentäter des 11. September 2001 aus Saudi-Arabien stammten.

Nachdem der saudische Botschafter in Washington die Lehrpläne seines

Landes für hassfrei erklärte, untersuchte die »Washington Post« dies in einem Bericht im März 2006 und stellte fest, dass die Religionsschulbücher nach wie vor vom Islam als der einzig wahren Religion sprächen und dass in ihnen der

Dschihad gegen die Ungläubigen und Polytheisten als Pflicht eines gläubigen

Muslims dargestellt sei. Der Bericht listete zahlreiche Beispiele für die nach wie vor hasserfüllten Passagen in den Schulbüchern auf, darunter ein Beispiel aus dem Buch der ersten Klasse:

»Ergänze folgende Sätze mit jeweils einem der beiden Worte (Islam – Hölle):

Jede Religion außer .ist falsch. Wer kein Muslim ist, landet in

der .«

In dem »reformierten« Buch für die vierte Klasse ist zu lesen:

»Der wahre Glaube bedeutet, dass du die Ungläubigen und die Polytheisten

hasst und ihnen mit Härte begegnest.«

»Wer die Lehre des Propheten befolgt und die Einigkeit Allahs bezeugt, darf

keine Freundschaft mit Menschen pflegen, die gegen Allah und seinen

Propheten sind, selbst wenn sie zu den nächsten Verwandten gehören.«

Aus dem Buch für die sechste Klasse:

»Die Affen sind die Juden, die Leute des Sabbats, und die Schweine sind die

Christen, die ungläubigen Anhänger Jesu.«

Die Elftklässler werden auf die Ideologie des Dschihad vorbereitet:

»Kampf gegen Unglaube, Unterdrückung, Ungerechtigkeit und diejenigen, die

sie verbreiten. Dies ist der Gipfel des Islam. Diese Religion ist durch den

Dschihad entstanden und durch die Flagge des Dschihad aufgestiegen.«

Es ist ein Treppenwitz, wenn ausgerechnet das saudische System seine Schüler lehrt, dass Dschihad den Kampf gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit

bedeute – denn dies hieße für jemanden mit gesundem Menschenverstand, dass

das saudische System zum Kampf gegen sich selbst aufruft. Aber in einem

solchen System, das die Wahrnehmung seiner Untertanen vernebelt, ist kaum

jemand imstande, die unfreiwillige Pointe zu erkennen. Derartige Bücher

werden nicht nur in Saudi-Arabien als Lehrmaterial benutzt, sondern auch in

neunzehn europäischen Staaten, in denen saudische Akademien existieren. Und

selbst wenn einige Inhalte aus Verlegenheit modifiziert werden, bleibt die

Geisteshaltung der Lehrer die gleiche, denn sie wurden durch die alten Lehren beeinflusst.

Eine Untersuchung des Bildes des »Anderen« in den jemenitischen

Schulbüchern, die im Auftrag der Regierung 2009 in Sana vorgelegt und

mittlerweile auf der Webseite des Präsidentenamtes veröffentlicht wurde,

kommt zu dem Ergebnis, dass der »Andere« immer als der gierige Feind in den

Schulbüchern negativ gezeichnet werde. Mit dem »Anderen« ist

selbstverständlich der Westen gemeint. Doch die Studie schließt mit der

Ausrede, dass dieses Bild auch als negative Reaktion auf das negative Bild des Islam, das der »Andere« in seinen Schulbüchern konstruiert, gelesen werden

kann.

Ein Blick in die jordanischen Schulbücher ergibt ein ähnliches Bild. Der

»Andere« wird immer als das moralische Gegenteil von »uns« dargestellt. Er ist alles, was »wir« nicht sind und niemals sein dürfen. Natürlich wird auch auf einige positive Errungenschaften des Westens hingewiesen, doch Aufklärung

und Demokratie werden überflogen. Die diktatorischen Regime errichten eine

Barriere zwischen den Schülern und den demokratischen Systemen, die nicht als Vorbilder gedeutet werden sollen.

Das Schulbuch spiegelt einerseits das Denken einer Gesellschaft wider und andererseits die Idee, nach der die Machthaber ihre Untertanen formen möchten. Es ist ein Wechselspiel: Zunächst kommen die Informationen aus dem informellen Wissen und aus dem kollektiven Gedächtnis des Volkes, werden dann aber politisch verfeinert, damit sie ins Herrschaftssystem und seine Identitätspolitik hineinpassen. Dennoch darf man die Wirkung des Schulbuches nicht überschätzen, denn das soziale Umfeld des Lehrers, der Einfluss der Moschee und des Fernsehens sind wesentlich gravierender. Die Schulbücher sagen wenig über das Bild des anderen, dafür aber mehr über das herrschende Selbstbild in der islamischen Welt. Sie zeigen uns, wie eine Kultur sich selbst wahrnimmt und was sie der nächsten Generation mit auf den Weg geben will.

Sie sind ein Spiegel des Ressentiments und der Ohnmacht, die die Beziehung des Islam zum Westen seit Generationen prägt.

Von Höhlen und Schatten

oder: Eine Kultur schämt sich, will es aber nicht zugeben

Platons Höhlengleichnis aus dem siebten Buch der »Politeia« trifft den seit mehreren Generationen beobachtbaren Zustand des Denkens in der islamischen

Welt sehr genau. Eine Gruppe von Menschen, die seit ihrer Kindheit in einer

Höhle so angebunden sind, dass sie nur die Höhlenwand vor sich sehen können.

Hinter ihnen brennt ein Feuer, das Schatten auf die Wand wirft. So können die Menschen die Schatten ihrer selbst und das, was hinter ihnen geschieht,

wahrnehmen. Wenn jemand hinter ihnen spricht, wirft die gegenüberliegende

Wand die Worte zurück, weshalb die Menschen glauben, die Schatten sprächen

zu ihnen. Die Kernfrage dieses Gleichnisses: Was würde geschehen, wenn diese Menschen sich von ihren Fesseln befreiten und umdrehen würden? Zunächst

wären die Gefangenen vom Licht des Feuers geblendet und erschienen ihnen die Menschen und Gegenstände in der Höhle schemenhaft und irreal. Sie kehrten

lieber zu ihrem vertrauten Schatten an der Wand zurück, um sich zu

orientieren.

Jahrhundertelang isolierte sich der islamische Teil vom Rest der Welt, starrte auf den eigenen Schatten und dachte, das sei die Welt, bis der überlegene

»Andere« auftauchte und die Höhle gewaltsam öffnete. Als Napoleons Flotte im Jahre 1798 in Alexandrien landete, kam es zu einer asymmetrischen Begegnung

zwischen einer technisch überlegenen europäischen Macht und einer im

Stillstand verharrenden arabischen Kultur. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Islam als politischer Faktor kaum Bedeutung. Die Region wurde durch

mamelukische

Söldner regiert, und die Religion vermischte sich stark mit Aberglauben und

Volksmythen. Trotzdem glaubten die Muslime auch damals, sie seien das Beste, was die Menschheit je hervorgebracht hatte, wie es im Koran steht.

Die Aufgabe der religiösen Institution Al-Azhar war lediglich, das

Auswendiglernen des Korans voranzutreiben, religiöse Gutachten zu den

alltäglichen Dingen zu erstellen und der Fremdherrschaft der Kriegsfürsten eine gewisse Legitimität zu verleihen. Eine Schule war an die Moschee

angeschlossen, doch die große Mehrheit der Ägypter konnte weder lesen noch

schreiben. Erst das Auftauchen des »Anderen« machte die Muslime auf die

eigene Schwäche und Rückständigkeit aufmerksam. Aber es war kein Küsschen,

das Dornröschen geweckt hätte. Das Auftauchen des »Anderen« hätte eher

einem Tritt in den Hintern geglichen, wenn sich die besiegten Fellachen nicht geweigert hätten, die Ankunft der Franzosen als den Anbruch eines neuen

Zeitalters zu sehen, und so zogen sie sich das Kopfkissen des eigenen Glaubens über die Ohren.

Fehlgeleiteten Modernisierungsversuchen des ägyptischen Herrschers

Mohammad Ali Pascha folgten traumatische Erfahrungen mit Kolonialismus,

Ausbeutung und Unterdrückung, die tief ins kollektive Gedächtnis aller Muslime eingraviert sind. Das Ergebnis ist eine »anthropologische Wunde«,

wie es der syrische Philosoph Georg Tarabishi nennt; eine chronische Kränkung, die bis

heute andauert. Immer provozierte die Begegnung der islamischen Welt mit

dem Westen zwei unversöhnliche Prozesse: den Drang zur Öffnung und

Modernisierung und die Rückkehr zum Glauben aus Angst, dass sich alles durch die Öffnung auflöst. Und am Ende gewannen immer die Traditionalisten, weil

das Repertoire, auf das sie sich berufen, immer stabil und unangefochten blieb, nämlich der Koran und die Überlieferungen des Propheten und die simple

Unterteilung der Welt in Gläubige, die alles richtig machen, und Ungläubige, die nur Unheil bringen, wann immer sie auftauchen.

Die Orthodoxen hatten immer ein leichtes Spiel, denn sie mussten lediglich die Situation auf null zurückfahren und sich auf die Urgemeinde des Propheten

berufen. Die Renaissance des Glaubens und die Instrumentalisierung des Islam als politische Macht waren während der Kreuzzüge und während des

Kolonialismus deutlich zu spüren. In Zeiten der Unruhe sucht eine Gemeinschaft nach einem kulturellen Repertoire, mit dem sie die eigenen Leute mobilisiert.

Da der Islam im Laufe der Jahrhunderte kaum Nebenidentitäten zuließ, blieb er am Ende die einzige Macht, auf die sich eine in die Defensive gedrängte Kultur beruft, um die eigene Scham zu verstecken. Aus Scham wird Angst. Aus Angst

Glaube. Aus der Not eine Mission.

In seinem großen Werk »Das Sein und das Nichts« erklärt Jean-Paul Sartre

das Moment des Auftretens des »Anderen« als die Entdeckung der eigenen

Scham. Er findet das einprägsame »Schlüssellochgleichnis«, das so auch auf die islamische Welt zutrifft: Ein Mensch beobachtet durch ein Schlüsselloch andere.

Als er erwischt wird, schämt er sich. In seinem bekanntesten Drama,

»Geschlossene Gesellschaft«, pointiert Sartre den Gedanken von den

»Anderen«: »Die Hölle, das sind die anderen. (…) Ich begreife, dass ich in der Hölle bin. Alle Augen auf mich gerichtet; diese Blicke, die mich auffressen.«

Sartres Scham gleicht einem Sündenfall, dessen Peinlichkeit der Fremde mit

seiner Beobachtung erst peinlich macht.

Es waren die caesarischen Blicke der napoleonischen Soldaten auf die

Unterworfenen, die Scham und Zorn der in der Höhle lebenden Fellachen am

Nil entfesselten. Diese Blicke nahmen ihnen ihre Illusion der Omnipotenz. Je mehr die Franzosen auf sie starrten, desto wütender und desorientierter

reagierten die Fellachen. Mehr als zweihundert Jahre später stellt sich die

Situation wenig anders dar: Eine Kultur schämt sich innerlich und gleicht das mit demonstrativ nach außen getragener moralischer Überlegenheit aus. »Ihr habt

die Uhren, aber wir haben die Zeit«, sagte einst ein Marokkaner zu seinem

französischen Kolonialherrn. Zum eigenen Schutz wird die Überlegenheit des

anderen als Mythos erklärt, er wird zum Eindringling, mit dessen Bekämpfung

man Scham in eine Mission verwandeln kann. Der andere wird auf eine Essenz

reduziert, die für alles steht, was die Höhlenbewohner verabscheuen. Statt sich mit der Ambivalenz des Europäers zu beschäftigen, wird er immer zum

unmoralischen Gespenst stilisiert. Auch Europäer spielen dieses Spiel gerne, wenn es um den Islam geht.

Platons Gleichnis schließt mit der Frage, was passierte, wenn einer der

Gefangenen durch Gewalt aus der Höhle befreit würde. Zwar hätte er am

Anfang Schwierigkeiten, sich ans Sonnenlicht zu gewöhnen, aber nach einer

Weile würde er sich der neuen Umgebung anpassen. Sollte er zur Höhle

zurückkehren, könnte er mit den Schattenbildern und Bewegungen nichts mehr

anfangen. Die Art, wie er die Höhle deutet, und das, was in ihr geschieht, stünde dann in Konflikt zu der Wahrnehmung der Gefangenen. Man würde ihn und

seine »verdorbenen Augen« auslachen. Von nun an würden sie jeden umbringen,

der sie von den Fesseln lösen und ans natürliche Licht bringen wollte; ein

Phänomen, das Erich Fromm »die Furcht vor der Freiheit« nennt. Denn der

Mensch ist zwar auf diese Freiheit hin ausgerichtet, aber ob und wie er diese Freiheit verwirklicht, das hängt von seiner persönlichen und von der

gesellschaftlichen Situation ab.

Manche Islamkritiker begehen den Fehler, das Kernproblem der islamischen

Welt als ein Kampf zwischen Individualität und Gemeinschaft zu beschreiben.

Allein das Individuum als Gegensatz der Gemeinschaft zu betrachten ist ein

fataler Irrtum. Denn es sind die Ängste des Individuums vor der Einsamkeit und vor seinen eigenen unberechenbaren Trieben sowie sein Wunsch nach

Nestwärme, Orientierung und Anerkennung, die das Funktionieren einer

Gemeinschaft ermöglichen. Das Individuum entsteht nicht ohne den Druck einer Gemeinschaft, die es nötigt, sich von ihr abzugrenzen, und eine Gemeinschaft kann es nicht ohne Individuen geben, die ihre Werte mittragen und somit ihr

Funktionieren erst ermöglichen.

Der französische Philosoph Jean Luc-Nancy betrachtet das Individuum

lediglich als dem Überrest einer in sich zerfallenen Gemeinschaft. Die

Abkapselung des Individuums von seiner Gemeinde ist wiederum der Anfang der

Entstehung einer neuen, die ebenfalls Grenzen zu anderen Gemeinden zieht und von ihren Mitgliedern Loyalität verlangt. Bevor er Prophet wurde, war

Mohamed ein Einzelgänger, der mit den Sitten seiner Gemeinde unzufrieden

war, deshalb brach er aus ihrer Bahn aus und gründete den Islam, der

wiederum Druck auf seine neuen Anhänger ausübte und sie gegen ihre Gegner

einschwor. Auch Lenin war einst ein Individuum, das anders dachte und handelte als seine Umgebung. Aus den Gedanken der beiden Revoluzzer und durch ihr

Streben sind aber zwei Systeme entstanden, die die Menschen und ihre Seelen

uniformierten. Beide Idealisten waren von der eigenen Macht berauscht und

wurden bald von der Realität überholt, so dass sie, ohne es zu merken, gegen die eigenen früheren Prinzipien handelten oder handeln mussten. Man darf

allerdings nicht vergessen, dass sich viele Menschen nur in der Uniformierung wohl fühlen. Egal, wer auf wen Druck ausübt, Gemeinschaft und Individuum

bleiben Verbündete. Es bleibt ein Wechselspiel.

Erich Fromm geht davon aus, dass jeder Mensch von den Strukturen der

Gesellschaft, in der er lebt, stark beeinflusst wird. Diese Strukturen tendieren dazu, die psychischen Energien des Einzelnen so zu gestalten, dass er das, was er tun muss, gerne tut, damit diese Gesellschaft in ihrer speziellen Form

existieren kann. So gesehen wäre die Selbstverwirklichung des Menschen aus

seinem eigenen individuellen Impuls heraus bis jetzt in keiner Gesellschaft

dieser Welt realisiert worden. Wir alle sind gefangen in unseren Systemen, und selbst die Freiheit ist nichts außer einem Konzept von Freiheit, das uns

vorgeschrieben wird. Auch die Voraussetzung und der Gedanke der Revolution

entstehen durch das Selbstverständnis des Systems, nicht durch die Idee eines Individuums. Der Revolutionsführer ist lediglich ein Sprachrohr, der dem eine Sprache verleiht, was sich unter den Massen bereits zusammengebraut hat. Er

spricht nur aus, was jeder weiß und will, aber nicht formulieren kann. Selbst die Revolution ist eine Flucht ins Kollektiv.

Fromm benennt drei Fluchtwege, die aus Furcht vor der Freiheit genommen

werden: die autoritären Tendenzen, den Zerstörungstrieb sowie die

automatische Anpassung. Dadurch, dass die »Freiheit von etwas« nicht durch

eine sinngemäße »Freiheit zu« ergänzt wird, erreicht man eine Verwirrung, die die positiven Freiheitsziele oft zu einem individuellen und kollektiven Kerker werden lassen. Somit kann man sagen, dass das Gegenteil von Individualität

nicht Gemeinschaft, sondern Uniformierung ist. Der sichtbare und unsichtbare Konformitätsdruck, den eine Gesellschaft auf ihre Mitglieder ausübt, ist der wahre Feind des Individualismus. So gesehen sind wir alle in der einen oder

anderen Form keine wahren Individualisten, denn wie viele von uns verlassen

die Höhle des Denkens, in die sie hineingeboren sind, und interpretieren die Welt jenseits der Logik des Schattens, den das System auf uns durch seine

Sozialisation wirft?

Fromms Gedanke lässt sich vielleicht an einem Do-it-yourself-Shop für Möbel

und Haushaltswaren exemplifizieren. Dort wird eine Macht auf das Individuum

ausgeübt; keine Macht der Gebote, sondern der Angebote. Ein solches

Geschäftsmodell weckt im Kunden die Illusion, individuell und kreativ zu sein, weil er die Ware selbst zusammenstellen kann. In Wirklichkeit findet

er dort nur begrenzte kombinatorische Möglichkeiten und bewegt sich im Rahmen einer

vom Hersteller vorgesehenen Phantasie. Der mündige Bürger ist in diesem

Laden nichts als ein Instrument, ein Konsument, doch ihm wird das Gefühl

vermittelt, er sei ein Gestalter. Es fällt vielen von uns schwer zu erkennen, dass wir in einer Ikea- und Bauhaus-Gesellschaft leben, die meisten von uns

zumindest.

Es sind immer bloß wenige, die die vorgeschriebene Bahn verlassen und sich

auf ein neues Territorium wagen. Diese Menschen schreiben zwar bisweilen

Geschichte, bleiben aber meist einsam und von der Gesellschaft verkannt; sie sind soziale Häretiker, die während ihrer Lebenszeit verflucht werden und nach ihrem Tod oft Anerkennung finden. Neugier mag in der Natur jedes Menschen

liegen, doch Erkenntnis ist nicht das Ziel jedes Einzelnen, denn der Weg dorthin ist oft steinig und einsam. Und der Reiz der Erkenntnis wäre gering, »wenn

nicht auf dem Wege zu ihr so viel Scham zu überwinden wäre«, sagt Nietzsche.

Und diese Scham steht der islamischen Welt immer im Wege. Weil es im

Gründungmythos des Islam keinen Prometheus gab, der das Feuer von den

Göttern stahl, gibt es auch keine »faustische Seele«, wie Oswald Spengler es nennt, die einen Prozess der Aufklärung in der islamischen Welt entfesseln

konnte.

Isolation und die lange Betrachtung des eigenen Schattens führt nicht nur zur Selbstverherrlichung, sondern auch zu Paranoia. Jede Kritik von außen wird als Kriegserklärung verstanden; jedes Infragestellen von innen als Häresie, als

Verrat gedeutet. Je geschlossener eine Gesellschaft, desto stärker empfindet sie die Außenwelt als feindselig. Der Moralkodex wird strenger, der Druck auf die eigenen Anhänger wächst, um bedingungslose Loyalität zu erzeugen. Physische

und intellektuelle Verschleierung werden vorgeschrieben. Die faustischen

Gedanken werden erdrückt, ehe sie geboren sind. Eindringlinge und Abtrünnige werden am meisten gefürchtet und angefeindet. Je mehr die geschlossene

Gemeinschaft den Einfluss der Außenwelt spürt, desto härter schlägt sie auf die eigenen Mitglieder, die aus der Reihe tanzen. Eine isolierte Gesellschaft lebt von Solidarität, Überwachung und Schweigen und stirbt an kulturellem Inzest.

Die großen Schandtaten werden von den Familienoberhäuptern vertuscht und

von den Untertanen verdrängt. Jeder, der sich dieser Logik widersetzt, riskiert bestenfalls die Verbannung oder die Verbrennung. Oft bezahlten Reformer in

der islamischen Welt ihren Versuch der Umgestaltung mit dem Leben, oft aber

kehrten viele von ihnen zur Höhle zurück und legten sich freiwillig die Fesseln wieder an und richteten ihre Blicke auf den Schatten.

Was ist schiefgelaufen?

oder: Der lange Abschied

vom Morgenland

Man könnte sagen, der Islam hatte eine leichte Geburt, eine turbulente

Kindheit, eine kurze fruchtbare Jugend und eine lange, lethargische Phase des Niedergangs. Der Geschichtsphilosoph Ibn Khaldun schreibt über die Araber,

sie seien von ihrer nomadischen Natur her zerstörerisch und besäßen geringe

Anlagen zur Kunstfertigkeit. Aber er verehrt auch die Verwandlungskraft des

Islam, der streitende Nomaden in eine kulturschaffende Zivilisation

verwandelte. Das ist ein Argument, das viele Muslime gegen die Idee der

Säkularisierung verwenden. Sie meinen, Europa musste sich von der Herrschaft der Kirche verabschieden, weil die Kirche stur gegen Wissenschaft und

Innovation war. Doch der Islam war es, der aus den ungebildeten Arabern erst eine Hochkultur machte, die Europa im Mittelalter in allen Gebieten des

Wissens überlegen war. Nur bleibt fraglich, ob diese Blütezeit im Mittelalter tatsächlich allein dem Islam zu verdanken war.

Die rasante Expansion des Islam wenige Jahre nach seiner Geburt ist der

widersprüchlichen, aber effektiven Kombination von mehreren Grundelementen

zu verdanken: der Koran als direktes Wort Gottes, ein klares Gottesbild; die Versöhnung von Monotheismus und altarabischen Traditionen; jüdische

Gesetzlichkeit und die damit verbundenen klaren Handlungsanweisungen,

Stammesbewusstsein und Gemeinschaftssinn, Universalitätsanspruch, der den

Dschihad als Dauerzustand sieht. Das Prinzip »Blutsverwandtschaft« der vorislamischen arabischen Stammesgesellschaften wurde durch das Prinzip »Glaube« ersetzt oder ergänzt. Geschickt war, dass der Islam, zumindest prinzipiell, zwischen Arabern und anderen Völkern nicht unterscheidet, sobald sich diese dem Islam unterwerfen.

Die Grundpfeiler Koran, Gottesbild, Gesetzlichkeit, Stammesbewusstsein, Universalitätsanspruch und Dschihad wurden dem Islam später jedoch zum Verhängnis, denn sie wurden nie neu verhandelt oder transformiert. Diese Prinzipien sind in der Tat für die Disziplin und die Mobilisierung von Kämpfern verantwortlich, die die ersten Siege des Islam möglich machten. Auch darf man nicht außer Acht lassen, dass der Islam zu einem historisch günstigen Zeitpunkt geboren wurde, da die beiden Großreiche, das der Sassaniden im heutigen Iran und das byzantinische Reich, sich seit der Spätantike in Zermürbungskriegen wechselseitig geschwächt hatten. Die beiden Reiche hatten arabische Stämme als Vasallen für sich kämpfen lassen, die damals modernste Militärtechniken beherrschten. Als Mohamed Arabien einte, waren diese Stämme im Namen der Blutsverwandtschaft zum Islam übergelaufen und brachten diese Techniken mit.

Der Islam bot ihnen die Option, nicht für die Großreiche und gegeneinander zu kämpfen, sondern selbst zu einem Großreich zu werden.

In der Tat fielen die beiden Großreiche in vergleichsweise kurzer Zeit durch die Kriegszüge der arabischen Stämme und wurden zum größten Teil

islamisiert. Der islamischen Geschichtsschreibung zufolge soll der Prophet

Mohamed Briefe an den byzantinischen Kaiser, den ägyptischen Statthalter und den Sassanidenkönig verschickt haben, in denen er sie einlud, zum Islam

überzutreten. »Sei Muslim, wirst Du heil!« soll der Inhalt seiner Botschaft

gewesen sein. Keine außerislamischen Quellen bestätigen diese »Einladung«

oder legen nahe, dass diese Könige Mohamed überhaupt wahrgenommen haben.

Anscheinend wollten die muslimischen Geschichtsschreiber lediglich beweisen, dass Mohameds Anliegen nur die Verbreitung seiner Botschaft und nicht die

Eroberung war. Es ist bemerkenswert, dass diese historiographischen Werke in der Zeit der großen Eroberungswellen des Islam entstanden. Zu seinen

Lebzeiten unternahm Mohamed selbst keinen Versuch, diese Gebiete zu

erobern. Er streifte lediglich mit dreißigtausend Mann die byzantinische

Grenze, ohne sich in Kampfhandlungen verwickeln zu lassen, um die

umliegenden arabischen Stämme, die noch keine Allianzen mit ihm eingegangen

waren, zu beeindrucken. Als diese sahen, wie Mohamed aus byzantinischen

Gebieten ohne Verluste zurückkehrte, nahmen sie an, dass er Byzanz besiegt

hatte, und unterwarfen sich seiner Macht.

Bis zu Mohameds Tod waren die Konzepte von Dschihad und Scharia noch

nicht konkretisiert. Auch ein schriftlicher Koran lag erst zehn Jahre nach seinem Lebensende vor. Es waren Mohameds Nachfolger, die in einem rasanten Tempo

die Gebiete um Arabien unter ihre Kontrolle brachten. Sie waren es, die den

Koran kanonisierten und den Dschihad und die Scharia in einer Weise auslegten, die ihren Herrschafts- und Eroberungsstrategien entsprachen. Keine hundert

Jahre nach dem Tod des Propheten war der gesamte Vordere Orient, waren

Nordafrika und Andalusien fest in muslimischer Hand. Fraglich bleibt, ob diese Expansion allein dem kriegerischen Geschick der eifrigen muslimischen Kämpfer zu verdanken war oder ob es sich dabei doch um mehrere Faktoren gehandelt

hat. Man kann nicht außer Acht lassen, dass der Islam ein Machtvakuum füllte, das das untergehende byzantinische und das sassanidische Reich hinterließen.

Dazu kommt, dass die muslimischen Eroberer ihre neuen Untertanen nicht zur

Konversion zum Islam gezwungen hatten, solange diese die *dschizia,* die Schutzsteuer, entrichtet haben.

Mit der rapiden Expansion ging sowohl eine wirtschaftliche Blüte als auch ein wissenschaftlicher Umsturz einher, von denen auch die eroberten Gebiete

profitierten. Weder die Araber noch der Islam allein waren für diese Revolution verantwortlich, sondern die Vermischung der Nationen im Zuge des islamischen Vormarschs; eine Dynamik, die übrigens auch Alexander der Große, als er den

Orient eroberte, kennenlernte. Durch die arabische Expansion trafen die

Araber auf reiche Reste alter Kulturen und auf unterschiedliche Religionen, auf Juden und Christen, Syrer und Ägypter, Sabäer und Anhänger Zarathustras,

Kurden und Berber, die noch eifriger im Glauben waren als die Araber und sich als wahre Diener des Islam beweisen wollten. Keinem wurde der Aufstieg

verwehrt, solange er seine Loyalität zum Islam zeigte. Sogar nichtmuslimische Wissenschaftler, Übersetzer und Handwerker wurden in diesen Prozess mit

einbezogen.

Die Verschmelzung tief wurzelnder Kulturen, reich an Weltwissen, mit der

arabisch-islamischen Dynamik erzeugte einen ungeheuren

Modernisierungsschub im Vorderen Orient. Avicenna, Farabi, Khawarismi,

Johannes von Damaskus, Averroes und Maimonides, Hauptprotagonisten dieses

Prozesses, waren keine Araber. Es waren auch nicht die Geburtsstädte des

Islam, Mekka und Medina, die Wissenszentren dieser Zeit wurden, sondern

Damaskus, Bagdad, Bukhara, Kairo und Cordoba. Zwei Eigenschaften hatten die

Araber damals, die sie heute verloren haben: Selbstbewusstsein und eine hohe Integrationskraft für das Wissen anderer. Sie hatten keine Berührungsängste

mit den Andersgläubigen und nutzten deren Expertise als Übersetzer oder

Forscher. Sie ließen die Werke der Antike ins Arabische übertragen und

nannten die alten Griechen *al- qudama'a,* »die Vorfahren«. Auch wenn Juden und Christen als Bürger zweiter Klasse unter dem Islam leben mussten, sah man sie damals nicht als Gefahr, sondern wurde von ihnen animiert und bereichert. Die arabischen Eroberer trafen auf gebildete, hellenisierte Christen und Juden und debattierten mit ihnen über die Natur Gottes und über die Schöpfung. In diesem Zuge entstand die islamische Theologie *Kalam,* die in die arabische Philosophie mündete, die aber nun gar nicht arabisch war.

Da der Koran keine zusammenhängenden Prophetengeschichten erzählt,

sondern nur Bruchteile davon, waren es jüdische Interpreten, die mit ihren

hebräischen Geschichten, *israeliyat,* eine wichtige Quelle für die Exegese des Korans vorlegten. Die Christen besaßen die »Kultfigur« Jesus, der als Sohn

Gottes und Wunderheiler galt. Da Mohamed nie Wunder vollbracht hatte und

keinen Märtyrertod gestorben war, sondern an Fieber, konnten Muslime ihn

nicht als Pendant von Jesus in die Debatten einbringen. Diese Rolle sollte nun der Koran spielen, als das Wunder Gottes, das Wort geworden war. Obwohl der

Koran bereits im achten Jahrhundert für die Denkschule *Mutazila* als erschaffen und nicht als ewig galt, war er ab dem neunten Jahrhundert heilig. Je mehr sich die Muslime von der Zeit des Propheten entfernten, desto unantastbarer wurde der Koran und desto stärker hingen die Muslime an seinen Buchstaben fest; eine Haltung, die die Reform des Islam bis heute verhindert.

Zumal in Krisenzeiten spielte der Koran die zentrale Rolle. Er bot den

Muslimen Halt und Trost. Die Kreuzzüge (1096–1291) führten dazu, dass

Muslime den eigenen christlichen Minderheiten skeptisch gegenüberstanden

und ihnen eine noch höhere Loyalität abverlangten. Bis zum Einfall der

Gotteskrieger aus dem Westen war mehr als die Hälfte der Bevölkerung Syriens und Ägyptens noch christlich, da die arabischen Eroberer an ihrer Konversion nicht interessiert waren. Das lag nicht etwa an der Toleranz der Eroberer,

sondern am wirtschaftlichen Kalkül, denn Nicht-Muslime hatten höhere Steuern zu entrichten als Muslime.

Während der Kreuzzüge und danach kam es jedoch zu Massenkonversionen,

deren genauere Ursachen noch nicht untersucht wurden. Allerdings liegt es

nahe zu vermuten, dass diese Konversion zwei Gründe hatte: Zum einen wollten die orientalischen Christen den Verdacht von sich weisen, sie seien

Kollaborateure der Kreuzritter, zum anderen führten die andauernden Kämpfe

zu einer Schwächung der Wirtschaft, und die Konversion war in Zeiten

wirtschaftlicher Not der Versuch, die hohen Steuern zu meiden. Auch wollten

die Konvertiten wohl die neuen, verschärften *Dhimmi*-Gesetze für Minderheiten umgehen, die im Zuge der Kreuzzug-Paranoia erlassen wurden.

Mit dem Einfall der Mongolen (1258) und der Zerstörung Bagdads verhärtete

sich die Paranoia in den Köpfen der Muslime. Viele führten die Niederlage auf die Entfernung der Muslime von den Prinzipien des Islam zurück, war Bagdad

doch ein liberales Zentrum des Denkens und Lebens, in dem Alkohol, Tanz und

Gesang und sogar Häresie geduldet waren. Die islamische Theologie, die auf

dem Prinzip *fiqh,* also auf Verstehen, fußte, verengte sich mehr und mehr zu einer stagnierenden, buchstabengetreuen Auslegung des Korans. »Das gesamte

Wissen befindet sich im Koran«, das war die neue Geisteshaltung, die die

Entfernung der Muslime vom weltlichen Wissen einleitete. Der Glaube sollte

wieder gereinigt und von fremden Einflüssen befreit werden. Am Ende standen

die Verteufelung der Philosophie, die Unterdrückung der Minderheiten und der Frauen. Und so wurde nicht nur die gesellschaftliche Dynamik gehemmt,

sondern auch die wissenschaftliche Zusammenarbeit mit Nicht-Muslimen

beendet. Hinzu kam ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor, der die Bedeutung des Nahen Ostens für den internationalen Handel marginalisierte, nämlich die

Entdeckung des Seeweges um das Kap der guten Hoffnung im Jahr 1498 durch

den Portugiesen Vasco da Gama. Von nun an machten nicht nur die

Handelsschiffe einen großen Bogen um die arabischen Gebiete, sondern auch

das weltliche Wissen und die neuen Ideen.

Auch die Änderung der Bildungspolitik beschleunigte den Niedergang des

Goldenen Zeitalters des Islam. In der Blütezeit unterrichteten die Schulen

neben dem Koran auch Mathematik, Philosophie und Medizin, was Forschung

und Innovation starke Impulse gab. Vor und nach der Zerstörung Bagdads

zerbröckelte das Imperium in kleine Reiche (Seljuken, Fatimiden, Abbasiden

und später Mameluken und Safawiden), die sich gegenseitig bekämpften. Jeder

Herrscher umgab sich mit Kriegsfürsten und Söldnern, die seine Macht

stützten. Diese konnte er aber selten mit barem Geld bezahlen, weshalb er ihre Dienste mit Ländereien oder ganzen Stadtvierteln entlohnte. Das schwächte

nicht nur die Bauern, sondern hemmte auch die Bildung. Denn die Kriegsfürsten errichteten in ihren Stadtvierteln zwar Moscheen und Schulen, waren aber an

Naturwissenschaft und Philosophie nicht interessiert. Von nun an sollten die Schulen einzig in der Religion unterrichten. Die Lehrer waren bemüht, den

Kriegsfürsten als tadellosen Diener des Islam darzustellen, widrigenfalls schloss er die Schule. Loyalität statt Wissen, Verherrlichung statt freiem Denken war der Tenor der neuen Bildung. Diese Haltung ist bis heute der Kern der

Bildungsphilosophie in den meisten arabischen Staaten. Von diesem Zeitpunkt

an meinte islamische Bildung nur noch die religiöse Indoktrination von Kindern.

Auswendiglernen und Einimpfung von realitätsfernen Selbst- und Weltbildern

katapultierten die islamische Welt endgültig in die Isolation.

Die Osmanen behaupteten, ihre Eroberungen dienten einzig der Absicht, den

Islam zu verbreiten. Das mag vielleicht die türkische Expansion in Europa

erklären. Nun war der Nahe Osten allerdings seit dem siebten und dem achten

Jahrhundert islamisiert, und dennoch fielen die Osmanen ein, töteten

muslimische Glaubensbrüder und eroberten 1516 Syrien und im Jahr darauf

Ägypten, bevor sie die gesamte Region kontrollierten. Die vierhundert Jahre

währende osmanische Herrschaft über den arabischen Halbmond vom heutigen

Marokko bis zur Küste des Persischen Golfes schottete diesen Teil der Welt

weiter von der benachbarten europäischen Kultur ab. Die siegreichen Türken

verbreiteten sogar noch engstirnigere konservative Ideologien und verankerten ein menschenverachtendes Frauenbild. Die Geschlechter-Apartheid, die ohnehin in der arabischen Stammestradition beheimatet war, wurde nun durch das

türkische Harem-Denken weiter verschärft. Als der ägyptische Herrscher

Muhammad Ali Pascha (1769–1848) sich in den dreißiger Jahren des

neunzehnten Jahrhunderts vom Osmanischen Reich lösen und das Land

modernisieren wollte, wurde er von den Europäern, vor allem von den

Engländern, gestoppt, die sich lieber mit den Osmanen gegen ihn verbündeten.

Während im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts die Philosophie der

Aufklärung und technische Innovationen in Europa eine industrielle und eine

intellektuelle Revolution anstießen, die das »Abendland« innerhalb weniger

Jahrzehnte grundlegend verändern würden, herrschten im Nahen Osten

Lethargie und Aberglaube. Parallel zu den tiefgreifenden Entwicklungen im

Norden suchte auch auf der arabischen Halbinsel ein Mann das Denken radikal

zu reformieren. Muhammad ibn Abd al-Wahhab (1702–1793), der Gründer der

Wahhabiten-Bewegung, forderte, alles Unislamische aus Alltag, Gesellschaft und Denken zu verbannen. Er wollte unmittelbar zu den Buchstaben des Korans

zurück, alle Nichtgläubigen und sogar muslimische Mystiker sollten bekämpft

werden. Geradezu ironisch mutet an dieser puristischen Bewegung an, dass sie ihren Ansatz *tajdid* nannte, also Erneuerung. Das Konzept basierte auf einer Prophezeiung des Propheten, dass Allah den Muslimen alle hundert Jahre einen *mujaddid* schickt, der den Glauben erneuert. Erneuerung bedeutet in diesem Zusammenhang unmissverständlich Reinigung und ein Zurück-zu-den-Wurzeln.

Als Muhammad Ali Pascha diese Bewegung zerschlagen wollte, weil sie seinen

Modernisierungsversuchen im Wege stand, wurde er von den Engländern daran

gehindert. Die britische Krone verbündete sich mit dem Stamm der Saudis; eine in mancherlei Hinsicht unheilsame Allianz, die bis heute andauert.

Ende des 19. Jahrhunderts fasste die Idee des Nationalismus auch in der arabischen Welt Fuß. Nach dem Vorbild der unter Bismarck erfolgten deutschen Nationalstaatsgründung wollten die Araber einen modernen vereinigten Nationalstaat bilden. Die Ideologie Nationalismus hat zwei Bewegungen geboren, die später Erzfeinde wurden und das Schicksal des Nahen Ostens über hundert Jahre und bis heute wesentlich mitgeprägt haben:

In Europa entstand der Zionismus und in der arabischen Welt der Panarabismus. Beide suchten der Unterdrückung durch die Europäer zu entgehen, und doch hatten beide diese auch als Vorbild, beide nationalistischen Bewegungen waren vom Sozialismus angezogen.

Interessant ist die Frage, weshalb es den Zionisten, die zunächst außerhalb des Nahen Ostens agierten und sich damit in einer vermeintlich schlechteren Ausgangslage befanden, gelang, einen funktionierenden demokratischen Staat zu errichten, während das parallel gestartete Experiment der Araber scheiterte. Nun, der arabische Nationalismus baute auf Mythen und Personenkult auf, der Zionismus dagegen verfolgte als Bewegung mehrere Strategien parallel. Der zionistische Gedanke wurde sowohl in den Schriften

orthodoxer Juden wie Nathan Birnbaum (1864–1937) und säkularer Denker wie

Theodor Herzl (1860–1904) entwickelt. An den zionistischen Kongressen

beteiligten sich Journalisten und Rechtsanwälte, Studenten und etablierte Köpfe, Männer und Frauen, was die Vielfalt des zu gründenden Staates von Anfang an

betonte. Auf der anderen Seite leiteten nur Männer, die meist im Westen

studiert hatten, im Stile eines erleuchteten Führers den nationalistischen

Diskurs in Ägypten, Syrien, in der Türkei und auch im Iran.

Die jüdisch-nationalistische Bewegung unterteilte sich einerseits in den

politischen Zionismus, der durch Verhandlungen mit Politikern der Großmächte die zionistische Idee auf die internationale politische Tagesordnung setzte.

Nicht nur Österreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich und Großbritannien

wollte man vom Recht der Juden auf einen Nationalstaat überzeugen, sondern

auch das Osmanische Reich. Herzl besuchte sogar den osmanischen Kalifen in

Istanbul, um ihn zu überreden, ein Stück Land in Palästina für die Juden zur Verfügung zu stellen. Andererseits lebte die jüdisch-nationalistische Bewegung im praktischen Zionismus, der die Auswanderung der Juden nach Palästina

organisierte und dort Kibbuze gründete, in denen die sozialistischen Ideen in die Tat umgesetzt werden sollten. Ferner existierte als vitale Strömung ein

kultureller Zionismus, der dafür sorgte, dass nicht nur die jüdische Tradition nach Palästina importiert wurde, sondern auch die Gedanken der Aufklärung.

Obwohl die Juden schlimme Unterdrückung in Europa erlitten hatten, sagten

sie sich nicht von der geistigen europäischen Tradition los, hatten sie doch selbst daran in einem erheblichen Maße durch ihre Denker und Wissenschaftler Anteil. Auf der anderen Seite verlief das Projekt der Vereinigung der Araber im Sande, da es von Anfang an ohne Plan war und auf Slogans statt Konzepte

setzte. In Palästina waren die Zionisten Bauern, Arbeiter und Guerillakämpfer.

Doch als Ben Gurion im Mai 1948 den Staat Israel ausrief, ordneten sich alle Untergrundkämpfer der Staatsgewalt unter. Bereits vor der Gründung des

Staates hatte Ben Gurion ein Schiff im Meer versenken lassen, das Waffen im

Auftrag des jüdischen Untergrundkämpfers Menachem Begin, der später selbst

Außenminister und Ministerpräsident des Landes wurde, ins Land zu

schmuggeln versuchte. Trotz zahlreicher Kriege und einer permanenten

Bedrohung durch die arabischen Nachbarn, entschied man sich für die

demokratische Grundordnung und schuf damit die erste Demokratie der Region.

Die gleichen Kriege waren es, die die diktatorische Macht der arabischen

Anführer immer weiter stärkten und sie zu unantastbaren Despoten machten.

»Keine Stimme darf sich über die Stimme der Schlacht erheben«, sagte einst

Präsident Nasser von Ägypten, um die kritischen Stimmen im Lande während

des Krieges zum Schweigen zu bringen.

Auf der anderen Seite entwickelten sich die Kibbuze nach der Gründung

Israels weiter. Ärzte, Künstler und Professoren beackerten das Land

gemeinsam und beharrten nicht auf eine Arbeit, die ihren Qualifikationen

entsprach. Dafür erfanden die Zionisten den Begriff *avodah ivrit* (jüdische Arbeit), um sich von der Stubenhockermentalität der hierarchisch denkenden

Araber abzugrenzen: eine diskriminierende, aber effektive Haltung. Auf der

anderen Seite bauten die arabischen Herrscher ihre Macht auf Waffen auf und

nutzten die Existenz Israels als beständig repetiertes Argument, um die eigene Bevölkerung zu unterdrücken.

Ich möchte allerdings unmissverständlich klarstellen, dass diese Darstellung freilich nicht als eine Liebeserklärung an Israel oder als eine Ausrede für die israelische Politik in den besetzten Territorien verstanden werden darf. Denn auch die Israelis ließen kaum eine Chance aus, um Fehler zu begehen. Zum

Beispiel nach dem Sieg im Sechstagekrieg von 1967 verpasste Israel die

Chance, aus einer Situation der Stärke heraus einen gerechten Frieden mit

seinen Nachbarn zu schließen. Auch eine humane Lösung für die palästinischen Flüchtlinge hätte mit israelischer Hilfe gefunden werden können. Stattdessen wurde eine Siedlungspolitik betrieben, die etwa eine

Zwei-Staaten-Lösung bis heute beinahe unmöglich macht und Israel von innen zu erwürgen droht. Der

Konflikt begann mit einem Kampf von Recht gegen Recht und endete mit einem

Kampf von Unrecht gegen Unrecht, sagte der norwegische Friedensforscher

Johan Galtung. Heute treten beide Seiten in einen Wettbewerb darüber ein, wer von ihnen das größere Opfer sei.

Als Ben Gurion am 14. Mai 1948 den israelischen Staat ausrief, fielen fünf

arabische Armeen, schlecht bewaffnet und mit geringer Kenntnis des Feindes,

über den neuen Nachbarn her, dessen Existenz die Araber für unrechtmäßig

hielten. Die junge israelische Armee schlug die arabischen Truppen und

befestigte ihre Kontrolle über das Kernland Israel. Unter den gedemütigten

Arabern in Palästina war der junge ägyptische Offizier Gamal Abdel Nasser

(1918–1970). Vier Jahre nach der Niederlage brachte den vom Sozialismus

angezogenen Nasser, unterstützt von der Muslimbruderschaft, ein Militärputsch in Kairo an die Macht. Der König Farouk von Ägypten musste abdanken, er

verließ das Land und begab sich ins italienische Exil. Nasser, der neue

Alleinherrscher am Nil, verfolgte drei Ziele: die Einführung des Realsozialismus, die Modernisierung Ägyptens und die Vernichtung Israels bzw. die

Rückeroberung Palästinas.

Um neue Industrien aufzubauen, benötigte Nasser neue Energiequellen und

stieß deshalb das Mammutprojekt des Assuan-Staudamms an, für dessen

Finanzierung er internationale Kredite suchte. Doch die Weltbank verweigerte ihm die Finanzierung wegen seiner Nähe zur Sowjetunion und seiner

antiisraelischen Rhetorik. Um sein Projekt zu verwirklichen, enteignete er den Suezkanal, der zu diesem Zeitpunkt unter französisch-britischer Kontrolle lag.

Die ehemaligen Kolonialherren Frankreich und Großbritannien versuchten mit

Hilfe Israels die Kontrolle über den Suezkanal durch einen Militärschlag im

Herbst 1956 zurückzugewinnen, doch obwohl der Anschlag die Städte um den

Kanal verwüstete, blieb der Kanal in ägyptischer Hand, und Nasser wurde als

Held gefeiert. Mit Hilfe der Sowjetunion rüstete Nasser auf und glaubte fest daran, Israel bald zu vernichten. Doch die Israelis waren schneller und griffen Ägypten im Juni 1967 ohne Kriegserklärung an. Ihnen gelang es nicht nur,

Jerusalem zu erobern, sondern auch die ägyptische Sinai-Halbinsel, den

Gazastreifen, das Westjordanland und die syrischen Golanhöhen.

Nachdem Nassers Projekt der Befreiung Palästinas in einer Katastrophe

geendet war, verblasste auch der Glaube an Nationalismus und Sozialismus.

Eine ganze Generation war in der gesamten arabischen Welt von dieser

Niederlage betroffen. Einmal mehr standen die Araber vor dem Scherbenhaufen

eines unkalkulierbaren Abenteuers und suchten Orientierung. *Al- Islam huwal- hall,* Islam ist die Lösung, lautete das Motto der Islamisten, denen sich nun zunehmend Orientierungssuchende anschlossen. »Der Fundamentalismus

blüht auf den Trümmern gescheiterter Experimente«, schreibt der französische Autor und Islamkritiker Abdelwahab Meddeb. Während die ersten

palästinensischen Kommandos, die gegen Israel kämpften, aus Marxisten und

teilweise sogar aus Atheisten bestanden, mutierte der arabisch-israelische

Konflikt mehr und mehr von einer territorialen zu einer religiösen

Konfrontation.

Erst in den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts tauchte die

Hamas als politische Kraft in den palästinischen Gebieten auf. Die Hamas gilt als Filiale der ägyptischen Muslimbruderschaft, die 1928 gegründet wurde. Die Hamas wurde anfangs von den Israelis geduldet oder sogar unterstützt, um als Ausgleich zu der säkularen Fatah-Bewegung von Jasir Arafat zu fungieren,

später richtete sich die Aggression der Hamas allerdings gegen Israel. Auch

Anfang der fünfziger Jahre waren es die Muslimbrüder gewesen, die Nasser an

die Macht verholfen hatten. Nach der Machtübernahme musste er ihre

Anführer ins Gefängnis stecken, da sie gegen seine sozialistische Politik

agitierten. Als Anwar as-Sadat Ägypten in Richtung Westen öffnen wollte,

rebellierten die Nasseristen und Marxisten. Sadat suchte sein Heil darin, die Islamisten aus den Gefängnissen zu entlassen, um die Marxisten zu

schwächen.

Ein verhängnisvoller Fehler, den er wenige Jahre später mit dem Leben

bezahlen sollte. In der Tat gelang es den ägyptischen Islamisten nach ihrer

Entlassung, die Marxisten zu verdrängen, doch sie machten auch Front gegen

Sadats Friedenspolitik gegenüber Israel. Und so wurde Anwar as-Sadat

schließlich von jenen Männern ermordet, die er zuvor begnadigt hatte.

Zwei islamistische Bewegungen schafften es, ihre radikalen Ideologien überall in der islamischen Welt zu verankern: Die Wahhabiten aus Saudi-Arabien und

die Muslimbruderschaft aus Ägypten. Die Petrodollars am Golf und das

reaktionäre Denken am Nil schafften es am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, das arabische Denken zu dominieren. In Afghanistan gelang es den Auswüchsen

beider Bewegungen, sich zu verbünden. Mit Hilfe der im Kalten Krieg gegen die Sowjetunion vorgehenden Amerikaner konnten die Islamisten ihre Länder

verlassen und sich am Hindukusch treffen, um gegen die sowjetischen Truppen

zu kämpfen. Aus einer Allianz von arabischem Verdruss, westlicher Willkür und saudischen Spenden entstand in den afghanischen Gebirgstälern al-Qaida, die

die arabische Misere am deutlichsten illustriert: man kauft westliche Waffen, um Westler zu töten, benutzt westliche Videokameras, um die Hinrichtung

westlicher Journalisten aufzunehmen, und setzt auf sensationslüsterne westliche TV-Sender, um den Terror in der Welt zu verbreiten.

Nicht nur die Ideologie des Dschihad transportieren die Muslimbrüder und

die Wahhabiten durch die von ihnen weltweit geförderten Schulen und

Satellitensender, sondern auch ihre unversöhnlichen Menschen-, Gesellschaftsund Frauenbilder. Schizophrenie bedeutet Ent-zwei-ung. Aus Entzweiung

entsteht Ver-zweif-lung. Keine andere Ideologie kommt bei den verzweifelten

Massen so gut an wie die der Muslimbrüder und al-Qaida. Wut und Größenwahn

sind das Benzin im schweren islamischen Verbrennungsmotor.

Während sich das arabische Denken mehr und mehr nach rückwärts

orientiert, verschärft sich der Konsum westlicher und chinesischer

Verbrauchsgüter drastisch, und das, ohne Rücksicht auf die Umwelt zu nehmen.

Gleichzeitig überflutet der westliche Massentourismus die meisten islamischen Staaten und bildet eine der Haupteinnahmequellen. Viele, die in dieser Branche arbeiten, fühlen sich, als hätten sie ihre Seele an den Teufel verkauft. Man bedient die Touristen zwar freundlich, neidet ihnen heimlich ihren Wohlstand und begeht gelegentlich mit ihnen die Sünde, doch maßgebend bleibt die Skepsis ihnen gegenüber als dekadenten Ungläubigen. Der Tourismus bringt selten

Aufklärung und Dialog mit sich, sondern bestätigt viele Muslime in ihren

Annahmen über den rücksichtslosen Verfall der Sitten durch westlichen Einfluss.

Der Kontakt von Morgenland und Abendland verläuft wie so oft als

asymmetrische Begegnung, in welcher der Muslim auf das Trinkgeld des

Europäers angewiesen ist, den er aus tiefstem Herzen verachtet. Der Tourist

geht oft nur über die vorgeschriebene Route der Vorurteile und sieht von den Ländern kaum etwas, was ihn zum Nachdenken animieren könnte. Er hat

Zugang zu Orten, die die meisten Einheimischen nicht betreten dürfen. In

Urlaubsländern, in denen es meist ein massives Wasserproblem gibt und wo die Bevölkerung sehr sparsam mit Wasser umgehen muss, sehen die Kellner, wie

die Touristen Unmengen von Wasser in Hotelanlagen, Swimmingpools und auf

Golfplätzen vergeuden. »Sie klauen uns sogar das Trinkwasser«, sagte mir ein arabischer Einwanderer, der früher in seinem Heimatland in einem Hotel

arbeitete. »Sie fressen unser Fleisch und werfen unsere Knochen weg.« Auch

hinter diesem Ressentiment steckt eine enttäuschte Liebe. Denn in seinem

Heimatland lernte er eine Touristin kennen, die sich mit ihm während ihres

Urlaubs amüsierte. Als er ihr einen Heiratsantrag machte, stellte er fest, dass sie bereits verheiratet war. Somit war sein Projekt, nach Europa zu kommen,

zunächst gescheitert. Auch wenn es ihm später gelang, über andere Wege ins

Gelobte Land der Ungläubigen zu kommen, konnte er sein Ressentiment doch

nicht loswerden.

Der Sextourismus ist in vielen arabischen Staaten kein Randphänomen mehr,

sondern ein Bestandteil der Tourismusbranche. Muskulöse junge Männer bieten

sich älteren Touristinnen an, und junge osteuropäische Prostituierte kümmern sich um die männlichen Gäste. In Tunesien gibt es dafür sogar eine

geschäftstaugliche Bezeichnung: *Business*. Dies vergewaltigt die hartnäckige Tradition und führt den Menschen ihre Doppelmoral vor Augen. Es zeigt, dass

die sonst strenge Sexualmoral in der islamischen Gesellschaft nur gekünstelt und nicht immer aus Frömmigkeit, sondern aus Mangel an Gelegenheit

aufrechtzuerhalten ist. Aber Sextouristen sind nicht nur die dekadenten

Europäer, sondern auch die arabischen Herren aus den Golfstaaten, die im

Sommer in den Nachtclubs von Kairo, Beirut und Damaskus nach der käuflichen

Liebe suchen.

Die moralische Desorientierung junger Muslime mündet oft in

Radikalisierung. Vier ehemalige Freunde von mir sind mittlerweile konservative Muslime geworden, die keiner Frau die Hand reichen – obwohl sie früher an

Touristen in den Hotelanlagen Alkohol ausgeschenkt hatten. Einer davon hält

sogar Terroranschläge gegen Touristen für gerechtfertigt, denn diese würden

nicht nur die Umwelt, sondern auch den Glauben der Muslime zerstören. Die

Anschläge von Luxor, Bali und Djerba zeigen, dass radikale Islamisten die

Touristen als Kreuzfahrer ansehen.

Die Regierungen in den islamischen Ländern kümmern sich kaum darum. Man

lässt nach wie vor den Spagat zu, die Westler im Bewusstsein der Muslime als Feinde einzupflanzen und sie gleichzeitig im Namen der arabischen

Großzügigkeit als Touristen einzuladen. Es werden keine Konzepte gegen

Wasserknappheit entwickelt, die die gesamte Region in bittere Bruderkriege

stürzen könnte. Es gibt keinen Plan für das Leben nach dem Tourismus oder

nach dem Erdöl.

Die Lust an der Kränkung

oder: Warum die Muslime so

ungern an ihre selbstgemachte

Misere denken

Mit seinem Ägyptenfeldzug wollte Napoleon zum einen die Basis für eine große französische Kolonie im Orient errichten und zum anderen den Weg Englands zu seinen Kolonien in Indien stören. Durch Geschick und ein kluges Arrangement

mit den religiösen Anführern der Al-Azhar Moschee konnte Napoleon seine

Macht am Nil bald festigen und einen Aufstandversuch niederschlagen. Die

Ägypter waren ja nie große Revoluzzer und hatten meist jeden Herrscher

hingenommen, der die Macht ergriff. Den Unmut der Ägypter darüber, dass nun

ein Ungläubiger über sie herrschte, konnten die religiösen Wortführer, die von Napoleon monatliche Gehälter erhielten, besänftigen, das Gefühl der

Demütigung aber blieb. Mit einem Gerücht über Napoleons Übertritt zum Islam

versuchten die Franzosen die Gemüter ein wenig zu beruhigen. Analog

lancierten deutsche Stellen während Rommels Vorstoß auf Ägypten das Gerücht, dass Hitler zum Islam konvertiert sei, um die Ägypter zur Revolte gegen die

britische Kolonialherrschaft zu ermuntern. Die Nähe zum Volk durch scheinbare Religiosität war immer ein Schlüssel zur Macht in Ägypten, auch in

vorislamischen Zeiten. Schon Napoleons Vorbild Alexander der Große wurde

vom aggressiven Eindringling zum beliebten Herrscher über Ägypten, als er

sich im Tempel von Siwa als Sohn des Gottes Amun taufen ließ.

Mit Napoleons Truppen kamen auch französische Archäologen und

Geographen ins Land, die die erste Enzyklopädie über Ägypten verfassten. Sie entdeckten den Stein von Rosette, anhand dessen Jean-François Champollion

(1790–1832) die altägyptische Sprache und die Hieroglyphen entzifferte, ein

Meilenstein der Ägyptologie. Neue Technik, eine funktionierende Verwaltung

und ein Justizsystem hatten die Franzosen binnen weniger Monaten in Kairo

eingeführt. Doch nach einem Jahr musste Napoleon nach Frankreich zurück,

nachdem er von den starken Rückschlägen der französischen Streitkräfte in

Europa erfahren hatte, und überließ den Oberbefehl der in Ägypten stehenden

Truppen General Jean-Baptiste Kléber, der bei den Ägyptern wenig beliebt war.

Kléber wurde nach kurzer Zeit von einem eifrigen Al-Azhar-Studenten namens

Al-Halabi ermordet. Daraufhin wurde für den Täter ein Tribunal errichtet, wo er ein faires Gerichtsverfahren erhielt. Die Ägypter, die gewohnt waren, dass jeder, der sich gegen den Herrscher auflehnt, ohne Verfahren hingerichtet wird, waren beeindruckt von der französischen Vorgehensweise, die dem Angeklagten

das Recht auf Selbstverteidigung einräumte.

Ägyptens erster neuzeitlicher Historiker, Abdarrahman Al-Gabarti

(1754–1829), der Augenzeuge dieses Prozesses war, nannte den Attentäter

einen »leichtsinnigen, dummen Jungen«, denn er habe mit seiner unüberlegten

Tat den ägyptischen Interessen geschadet. Mehr als einhundertfünfzig Jahre

später tauchte jener Student in den Geschichtsbüchern und Theaterstücken im

Zuge der Bildung eines modernen Nationalstaates unter Präsident Nasser als

Volksheld auf. Von den Errungenschaften, die durch die Franzosen ins Land

kamen, und der Allianz zwischen Napoleon und den Al-Azhar-Gelehrten war

keine Rede, sondern davon, wie brutal die Franzosen waren und wie Napoleon

hoch zu Ross die Al-Azhar-Moschee betreten und das Gebäude entweiht hatte.

Der »dumme Junge« ist auch durch die modernen Islamisten als Prototyp des

Dschihad-Kämpfers gegen den Westen auferstanden. Da die Kultur seit langem

keine neuen Helden hatte, sucht man welche in der Geschichte und lässt sie

recyceln, um eine Kontinuität im nationalen und religiösen Widerstand zu

konstruieren. Die Lücke zwischen Saladin, der die Kreuzritter im Mittelalter besiegte, und der Neuzeit wird mit imaginären Helden aufgefüllt.

Nach drei Jahren war das französische Abenteuer in Ägypten beendet, und

die Truppen kehrten nach Frankreich zurück. Geblieben war ein Hauch der

französischen Revolution, aber eben nur ein Hauch. Kurz nach dem Abzug der

Franzosen versammelten sich einige religiöse Anführer, Händler und

Würdenträger und beschlossen, den mamelukischen Herrscher Khorschid

Pascha abzuwählen und an seiner Stelle den albanischen Söldner Muhammad Ali

Pascha einzusetzen, der als integrer, gläubiger Muslim galt. Das war der erste und letzte friedliche Machtwechsel in der arabischen Geschichte. Entweder

vererbt der Herrscher die Macht an seine Familie oder er wird durch einen

anderen Herrscher mit Gewalt abgelöst. Die Bezeichnung »ehemaliger

arabischer Präsident« gibt es deshalb noch nicht. Interessant war allerdings, dass die Würdenträger des Landes keinen Ägypter fanden, der über sie

herrschen konnte oder den sie über sich herrschen lassen wollten, und

stattdessen einen osmanischen Soldaten aus Albanien bitten mussten, dies zu

tun.

Muhammad Ali Pascha war ein kluger Stratege. Mit Religion hatte er nicht

viel am Hut, aber er hatte sich durch scheinbare Religiosität bei den Ägyptern beliebt gemacht, bis ihm die Macht angetragen wurde. Seine erste

Amtshandlung war, alle religiösen Führer ins Wüstenexil zu schicken und alle Militärgeneräle, die die Macht mit ihm teilen wollten, durch ein berüchtigtes Massaker während eines Banketts, zu dem er sie eingeladen hatte, ermorden zu lassen. Nach dem Vorbild Frankreichs wollte der neue Monarch Ägypten nicht

nur zu einem modernen Staat formen, sondern auch zur Großmacht aufbauen.

In einem atemberaubenden Tempo ließ Muhammad Ali Pascha moderne

Fabriken errichten, schickte junge Stipendiaten nach Europa, die er zu Trägern der Modernisierung auserkoren hatte, unter ihnen befand sich der

junge Rifa’a al-Tahtawi (gestorben 1873), der später die erste Fremdsprachenschule der

arabischen Welt in Kairo errichtete, deren Absolvent ich bin. Die meisten

Übersetzungen Tahtawis waren allerdings nicht wissenschaftliche oder

philosophische Werke, sondern militärische Dokumente, denn Muhammad Ali

Pascha war mit Blick auf die europäischen Staaten zu der Erkenntnis gelangt, dass kein Land sich modernisieren könne, ohne eine starke Armee zu besitzen.

Muhammad Ali Pascha entsandte Expeditionen auf die arabische Halbinsel

und schlug den Aufstand der radikalen Wahhabiten nieder, nach Afrika, um die Nilquellen zu kontrollieren. Moderne Bewässerungssysteme, neue

Administration und Steuermodelle beflügelten die ägyptische Wirtschaft. Er ließ eine gewaltige Flotte und eine moderne Armee aufbauen, wollte Ägypten vom

Osmanischen Reich abtrennen und zeigte Ambitionen, das Mittelmeer zu

beherrschen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt merkten die untereinander

verfeindeten Engländer, Franzosen und Russen auf, verbündeten sich und

vernichteten 1827 in der Schlacht von Navarino die ägyptische Flotte vor der griechischen Küste. Wie das Deutsche Kaiserreich sah sich auch Muhammad Ali

Paschas Ägypten als verspätete Nation. Es wollte seinen Platz in der Welt

einnehmen, als der Kuchen unter den großen Nationen bereits aufgeteilt war.

Muhammad Ali Paschas Modernisierungsversuche trugen nur kurzfristig

Früchte, denn sie erwuchsen nicht aus dem Bewusstsein des Volkes, sondern

wurden von oben diktiert. Die Reformen hatten ein Tempo, dem die meisten

Ägypter nicht folgen konnten. Außerdem mündeten diese Reformen nicht in

einer Modernisierung des Denkens und der Demokratisierung des Landes,

sondern in einer neuen Phase der Alleinherrschaft und der Despotie.

Muhammad Ali Pascha nutzte das feudale System, verteilte Land auf seine

Familie und treue Soldaten und ließ jeden hinrichten, der seiner Politik

widersprach. Und so blieb er ein Vorbild für die orientalischen Herrscher der Neuzeit, die zwar Modernisierungsprozesse in Gang setzten, jedoch das alte

Herrschaftsmuster beibehielten. Muhammad Ali Pascha entlieh die materiellen

Instrumente der Moderne und ignorierte das Gedankengut dahinter, ein

Phänomen, das sich durch die neue islamische Geschichte zieht und das der

Politikwissenschaftler Bassam Tibi »halbe Moderne« nennt.

Trotz wiederholter Modernisierungsversuche gelang es der islamischen Welt

nicht, Anschluss an Europa zu finden, da sie sich mit dem Geist der Moderne

nicht versöhnen konnte oder nicht versöhnen wollte. *Hadatha,* der arabische Begriff für Moderne, der aus dem neunzehnten Jahrhundert stammt, impliziert

den Beginn eines neuen Zeitalters. Er ist sprachlich verwandt mit dem Begriff *muhdatha,* etwas Neues, was im orthodoxen Islam sehr negativ konnotiert ist.

Der Prophet Mohamed soll gesagt haben: »Jedes *muhdatha* ist eine Erfindung, und jede Erfindung führt zur Verwirrung, und jede Verwirrung landet in der

Hölle.« Zwar handelt es sich hier um Innovation in der religiösen Praxis, aber auch der säkulare Begriff der Erneuerung wurde dadurch beschädigt.

Vergleicht man den arabischen mit dem japanischen Begriff für

Modernisierung, kann man den Unterschied in der Geisteshaltung hinsichtlich

der Erneuerung verstehen. Der japanische Begriff, der ebenfalls Ende des

neunzehnten Jahrhunderts geprägt wurde, lautet *bunmei kaika,* die Öffnung der Zivilisation. Diesen Prozess nannten die Japaner Asien verlassen, nach Europa gehen. Fukuzawa Yukichi, ein prominenter Politiktheoretiker der Meiji-Ära,

schrieb im Jahre 1885 einen Essay mit dem Titel *datsu a ron,* also »Auf Wiedersehen, Asien«, wo er seine Landsleute auf die Moderne einschwor. »Der

Wind der Verwestlichung weht stark und bringt für die Japaner die Möglichkeit mit sich, die Früchte der Zivilisation zu kosten, oder die Wahl, im eigenen

Schicksal verhaftet zu bleiben.« Japan befand sich damals in einem ähnlichen Prozess wie Ägypten in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts,

es baute eine starke Armee auf, entschied sich aber zusätzlich für die geistige Öffnung des Landes und ließ die industriellen Erneuerungen auf den

altjapanischen Handwerktraditionen aufbauen. Die neue militärische Macht

Japans ließ sich zumindest damals auf keine Konfrontation mit den europäischen Mächten ein und errichtete die Infrastruktur eines modernen Staates ohne

schrille Töne.

Man kann jedoch nicht behaupten, dass sich Japan dem Geist der Moderne

völlig geöffnet hätte. Noch heute hat das Land der aufgehenden Sonne deutlich wahrnehmbare Defizite im Demokratieverständnis und in der

Gleichberechtigung von Mann und Frau, doch die Idee der Öffnung und die

Integration von europäischer Technik und Wissenschaft wurden nie durch

Feindseligkeit gegenüber dem Westen aufgehalten. Selbst nach den

schrecklichen Erfahrungen mit Hiroshima und Nagasaki keimten im zerstörten

Japan keine antiwestlichen Ressentiments auf.

Dagegen segelte die Moderne aus Sicht vieler Muslime auf Kriegsschiffen

übers Mittelmeer und wurde immer wieder von einem Kolonialherrn oder von

einem einheimischen Despoten diktiert. Sie wurde den Muslimen von keinem

Fukuzawa Yukichi erklärt oder schmackhaft gemacht. Die japanische

Kreativität, die die Moderne in die eigene Tradition münden ließ, fehlte in der islamischen Welt, denn der Begriff *hadatha* (Moderne) blieb ein Gegensatz zum Begriff *turath,* der geistiges Erbe oder Tradition bedeutet. Dazu wurde im Zuge der Nationsbildung ein neuer Begriff eingeführt, der die Richtung zeigte: *asala,* also Authentizität, Eigenheit oder Originalität.

Und wann immer Muslime in der eigenen Traditionsgeschichte nach Stützpunkten für die neue Identität suchten, landeten sie beim goldenen Kalb, das sie anzubeten begannen: entweder der

brutale Gottesstaat oder der vermeintlich säkulare Alleinherrscher, der im Stile eines altarabischen Stammesführers seinen Personenkult um sich bildete und

mit eiserner Hand regierte.

Die Orthodoxie bietet die einzige Möglichkeit des Rückzugs und der Abkehr,

hin zum Status quo oder zu einem realen oder fiktiven Status quo ante der

Kultur. Sie ist eine Art Rückversicherung gegen jedes Abenteuer der Öffnung.

Und weil sie immer im Hinterkopf bleibt, stört sie jeden Neuanfang und bringt Zweifel über die Rentabilität der Veränderung. Wer durch Kairo, Teheran oder Kabul vor vierzig Jahren spazierte, wird die drei Städte heute kaum noch

wiedererkennen. Abgesehen davon, dass sich die Einwohnerzahlen dort mehr

als verdoppelt haben, sieht man, dass viele Prozesse der Modernisierung wieder zurückgenommen wurden. Während damals kaum eine verschleierte Frau auf

der Straße zu sehen war, sind heute praktisch alle »islamisch korrekt«

unterwegs. Ich erinnere mich, dass meine Tante aus Kairo uns in unserem Dorf am Nil vor dreißig Jahren im Minirock besuchte und auf der Straße rauchte, was ich cool fand. Damals störte das kaum jemanden. Heute ist ihre Tochter voll

verschleiert. Meine Tante, die mittlerweile auch uniformiert ist, blickt auf diese Zeit zurück und bittet Gott um Verzeihung für ihre große Sünde.

Sollte eine

Frau es heute wagen, ohne Kopftuch durch mein Dorf zu gehen, muss sie damit

rechnen, bestenfalls angepöbelt zu werden. Gerade Frauen sorgen dafür, dass

keine ihresgleichen aus der Reihe tanzt.

Aber auch ohne den Druck des Kollektivs ist die Rückkehr zum konservativen

Islam der kürzeste Weg für Muslime, die in Schwierigkeiten geraten. In Paris traf ich 2006 Faten (das arabische Wort heißt Verführerin), eine junge

tunesische Sängerin, die aus einer sehr säkularen Familie in Tunis stammt und eine westlich ausgerichtete Bildung in ihrem Heimatland genoss, bevor sie in die französische Hauptstadt kam. Das negative Bild des Islam in den westlichen

Medien hat Faten dazu gebracht, sich zu verschleiern und zum ersten Mal in

ihrem Leben in die Moschee zu gehen. Wenn sie in Tunis ist, muss sie den

Schleier ablegen, sonst würde ihr Vater sich darüber aufregen, denn er hält ihn für ein Zeichen der Rückständigkeit. Eine weitere französische Muslimin nannte den Islam »mon raison d'être«, also ihren Daseinszweck.

Eine fast identische Geschichte wie die von Faten erfuhr ich von Aisun, einer türkischstämmigen Zahnärztin in Kopenhagen. Obwohl sie in Dänemark geboren

und nicht religiös war und wie »jedes andere dänische Mädchen« lebte, fragte sie sich vor wenigen Jahren: »Wer bin ich?« Zunächst trug sie T-Shirts mit der türkischen Flagge, nun trägt sie den Schleier, und seitdem fühlt sie sich

geborgen. Als Nächstes will sie Dänemark verlassen und im Multikulti-Paradies England leben.

Die Scheu oder die Angst vor der Moderne kann durch eine indische

Erzählung verdeutlicht werden: Eine Ameise aus dem Zuckerberg trifft eine

Ameise aus dem Salzberg in dem Tal zwischen beiden Bergen. Die eine Ameise

erzählt der anderen von dem süßen Geschmack des Zuckers, jene aber kann

sich diesen Geschmack nicht vorstellen. Diese verspricht, morgen ein Stück

Zucker mitzubringen, damit jene den Geschmack kennenlerne. Bevor jene ihre

Höhle am nächsten Tag verlässt, nimmt sie ein Stück Salz mit und versteckt es unter ihrer Zunge, damit sie etwas für das Mittagessen dabeihat, falls der

Zucker ihr nicht schmeckte. Als sie das Stück Zucker entgegennimmt, steckt sie es in den Mund und bemerkt einen komischen Geschmack. »Das schmeckt

scheußlich«, sagt sie. Die andere Ameise ist erstaunt, weil sie doch weiß, wie gut ihr Zucker schmeckt. Sie weiß instinktiv, dass etwas mit der Zunge der

anderen nicht in Ordnung ist, und bittet sie, den Mund aufzumachen, dort

entdeckt sie das Salzstück.

In der indischen Version der Erzählung kann die Zuckerameise ihre Kollegin

davon überzeugen, das Salz auszuspucken, den Mund auszuspülen, um den

Zucker zu genießen. Die Geschichte endet mit dem begeisterten Lächeln der

Salzameise, die glücklich über die Entdeckung des neuen Geschmacks ist. Sollte es eine arabische Version dieser Geschichte geben, dann endete sie

folgendermaßen: die Salzameise würde sich weigern, das Salz aus ihrem Mund

zu entfernen, sonst würde sie ihre Ahnen verraten, die nichts außer Salz

kannten. Und selbst wenn sie sich zum Zucker verführen ließe, würde sie bald ein schlechtes Gewissen bekommen, zum Salzberg reumütig zurückkehren und

von nun an alles Süße verfluchen.

Ich hatte einen gläubigen muslimischen Freund, dem ich einmal den

Geschmack des Biers beschreiben sollte. Ich empfahl ihm, ein alkoholfreies Bier zu bestellen, um den Geschmack kennenzulernen, doch er weigerte sich mit der Begründung, sollte er Gefallen am Geschmack finden und es wäre einmal kein

alkoholfreies Bier in der Nähe, dann würde er womöglich die große Sünde

begehen, ein Bier mit Alkohol zu bestellen. Das erklärt, weshalb viele junge Muslime, die nach Europa einwandern, um in Freiheit zu leben, bald zur

Moschee zurückkehren und noch religiöser werden, als sie je waren. Es bleibt bei ihnen nicht, wie bei den oben beschriebenen Frauen, nur bei den religiösen Symbolen, denn Männer glauben oft, eine Identitätsschlacht nach der anderen

gewinnen zu müssen. Zunächst trauen sie sich viel Freiheit zu, schmecken die verbotenen Früchte des Abendlandes, verbrennen sich die Finger und kehren zu Gott zurück. Als Zeichen der Wiedergutmachung verabscheuen sie alles

Westliche und machen den ungläubigen Westen für ihr Abirren verantwortlich.

Sayyed Qutb, einer der Chefideologen und Mitbegründer der radikalen

Muslimbruderschaft in Ägypten, verbrachte zwei Jahre in Amerika, bevor er als radikaler Muslim in seine Heimat zurückkehrte. Vor dieser Reise war er ein

verwestlichter säkularer Ägypter, danach hatte er für den dekadenten Westen

nur noch Hass und Verachtung übrig.

Das trifft auf viele Attentäter des 11. September zu, die scheinbar

vollkommen verwestlicht nach Europa oder Amerika kamen und einen langen

Prozess der Radikalisierung in der Fremde durchmachten, bevor sie gegen die

Wand liefen. Auch Abu-Hamza, der britische Fundamentalistenführer, der in

einer Predigt die Ungläubigen als Tiere bezeichnete und den Muslimen empfahl:

»Wenn du Kontrolle über sie hast, darfst du sie zum Markt führen und dort

verkaufen, wenn nicht, dann schlachte sie einfach.« Bevor seine radikale

Karriere begann, war er Türsteher einer Londoner Diskothek.

Vielleicht ist die Ursache für die radikale Islamisierung vieler Muslime im

Westen eine Verletzung des Schamgefühls oder die anthropologische Wunde, die die fremde Kultur bei diesen Menschen auslöste. Vielleicht besticht aber einfach die islamische Orthodoxie mit ihrer klaren und Orientierung bietenden Teilung der Welt nach Konfessionen, die die Ungläubigen entmenschlicht und sie zum

Abschuss freigibt. Ungeachtet dessen, wie liberal Muslime sein können, bleiben viele von ihnen mit ihrer Tradition und dieser einfachen Geographie der Teilung mit einem Gummiband verbunden. Und egal wie weit sie sich davon entfernen,

kehren sie irgendwann zurück und prallen auf den Status quo. Je weiter sie sich entfernen, desto heftiger wird der Aufprall bei der Rückkehr. So entstehen

Terroristen, die alle Brücken von und zu sich zerstören und aus dem eigenen

Leben ein Experiment machen.

Deshalb ist es ein Trugschluss zu glauben, Zeit alleine reiche aus als Garantie für die Veränderung, denn meist dreht sich alles nur im Kreis oder geht sogar rückwärts. Bereits im achten Jahrhundert gab es eine islamische Denkschule

namens *mutazila*, die den Koran nicht als ewigen, sondern als historischen Text sah. Demnach durfte der Koran analysiert und sogar kritisiert werden; ein

Gedanke, der damals sogar dem Kalifen in Bagdad gefiel, worauf er die

Anhänger der Gruppe unterstützte. Im letzten Viertel des zwanzigsten

Jahrhunderts wurde der ägyptische Sprachwissenschaftler Abu Zaid von seiner

Frau zwangsgeschieden und musste Ägypten verlassen, weil er die ketzerischen Gedanken der *mutazila* wiederbelebte. In den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts war Ägypten viel weltoffener und liberaler als heute. Im Jahr 1926

riss sich die ägyptische Feministin Huda Sha'arawi ihren Schleier auf Kairos größtem Platz vom Kopf und rief die muslimischen Frauen auf,

ihrem Beispiel zu folgen. Dadurch galt sie als Heldin, und eine Kairoer Straße wurde nach ihr

benannt.

1937 veröffentlichte ein ägyptischer Intellektueller ein Buch mit dem Titel

»Warum ich Atheist bin«. Damals gab es keine Aufregung darum. Lediglich ein

religiöser Dichter schrieb ein Buch als Antwort darauf mit dem Titel »Warum

ich gläubig bin«. Sollte sich eine Ägypterin heute trauen, den Schleier

demonstrativ zu heben, würde sie wahrscheinlich von den Massen erdrückt

werden, denn dieser ist nicht nur ein religiöses Symbol, das er früher war,

sondern ist ein Kampfsymbol geworden. Sollte jemand ein Buch über seinen

Glaubensverlust verfassen, verkürzt sich dadurch seine Lebenserwartung

drastisch.

Der Ägypter Farag Fouda wurde 1992 vor seinem Haus von Extremisten

ermordet, nachdem eine Al-Azhar-Kommission gegen ihn eine Fatwa aussprach,

die ihm Gotteslästerung vorwarf. Dabei hatte er nicht etwa die Existenz Gottes bezweifelt oder den Propheten als Kinderschänder bezeichnet, sondern er

plädierte öffentlich für die Trennung von Religion und Staat. Sieben Jahre zuvor war der sudanesische Theologe Mahmoud Mohamed Taha in Khartum

hingerichtet worden, weil er die Scharia als historisches Konstrukt bezeichnet hatte, das heute keine Geltung mehr habe. Taha war der einzige arabische

Intellektuelle, der sich in der Blütezeit des Nationalismus in den sechziger Jahren für die Versöhnung mit Israel aussprach, damit die Araber die Energie und die Ressourcen, die sie für Rüstung vergeudeten, in den Aufbau ihrer

Länder stecken könnten. Allein deshalb galt er damals als Ketzer.

Aber diese Geisteshaltung ist nicht neu im Islam. Sie ist nicht, wie viele

vermuten, eine neue Erscheinung als Reaktion auf die Moderne. Schon im

sogenannten goldenen Zeitalter des Islam, als arabische Wissenschaft und

Philosophie florierten, gab es eine heftige Auseinandersetzung zwischen

rationalem Denken und buchstabentreuer Lebensweise, die mit dem Sieg der

Traditionalisten endete, für die Kontinuität wichtiger war als Erneuerung. Die goldene Zeit in Andalusien wird gern als Beispiel für muslimische Toleranz

gegenüber Juden und Christen und für die fruchtbare wissenschaftliche

Zusammenarbeit der drei Religionen angeführt. Dies hält der amerikanische

Historiker Mark Cohen für einen Mythos, den jüdische Intellektuelle im Europa des neunzehnten Jahrhunderts erfunden haben als eine Art historischer Flucht aus der bitteren Realität des europäischen Antisemitismus. Jenseits der

utopischen Vorstellung von der konfessionellen Toleranz ist die Geschichte

Andalusiens auch im kollektiven arabischen Gedächtnis mit falschen

Vorstellungen verbunden. Die Eroberung Andalusiens durch die Araber wird als rechtmäßig, die Reconquista durch die christlichen Könige Ferdinand und

Isabella als Verbrechen angesehen. Vergessen sind die Spaltung der Muslime in Andalusien und die gegenseitigen Kämpfe. Vergessen auch die Tatsache, dass

die Intoleranz in Andalusien schon zwei Jahrhunderte vor der Reconquista

begann, mit der Einwanderung radikaler muslimischer Berber, die von

Wissenschaft und Philosophie nichts hielten, die Werke des großen Philosophen Averroes verbrennen ließen und ihn nach Marrakesch ins Exil jagten.

Seitdem gab es in der islamischen Geschichte keinen Prozess mehr, den man

»Reform« nennen könnte, sondern nur kurze gutgemeinte Erneuerungswellen,

die es nicht vermochten, den Fels der Orthodoxie zu unterspülen. Oder

wechseln wir das Bild: Die islamischen Reformbewegungen gleichen nur kleinen, vereinzelten Rinnsalen, die sich im Sande verliefen und es nie schafften, sich zu einem großen, mächtigen Strom zu vereinen, der vieles hätte mit sich reißen

und einen unumkehrbaren Prozess namens »Aufklärung« in Gang setzen

können.

Allein das Verständnis davon, was ein Prozess überhaupt ist, gibt es nicht.

Das Wort »Prozess« kennt die arabische Sprache nicht einmal. Es wird

fälschlicherweise mir *amaliyya* übersetzt, was so viel wie »Operation« bedeutet.

Das impliziert, dass man darunter eine kurze, abgeschlossene Aktion versteht.

Genauso wird das Wort »Nachhaltigkeit« mit *istimrariyya* übersetzt, also mit

»Kontinuität«. Ein Beispiel, wie Prozesse im arabischen Denken geführt werden, ist die Geschichte des Abbas Ibn Firnas. Der Physiker aus Cordoba versuchte im neunten Jahrhundert zu fliegen. Lange beobachtete er die Vögel und baute mit großer Präzision zwei Flügel, die ihn tragen sollten. Es war ein schöner Tag, und der Wind war auf seiner Seite. Er hob vom Boden ab, und es schien, als

könnte ihn nichts mehr stoppen. Doch nach vierhundert Metern stürzte er

plötzlich ab und brach sich beide Beine. Er hat es nie wieder versucht, und

keiner nach ihm wagte das Abenteuer. Die »faustische Seele« blieb am Boden.

Selbstverständlich spielten die europäischen Kolonialmächte eine negative Rolle in der modernen islamischen Geschichte und waren an einer Modernisierung

der von ihnen besetzten islamischen Länder nicht wirklich interessiert. Durch ihr aggressives und arrogantes Auftreten taugten sie den Muslimen nicht als

Vorbild. Aber egal was die Kolonialherren gemacht hätten, sie hätten nur alles falsch machen können: Als sie sich, wie die Engländer, kulturell in den Kolonien nicht einmischten, hieß es, sie seien gleichgültig und wollten lediglich die Ressourcen der Muslime rauben. Als sie Schulen und kulturelle Einrichtungen

aufbauten, wie in den französischen Kolonien üblich, hieß es, sie wollten

missionieren und die islamische Kultur unterwandern. Es herrschte sowieso die Vorstellung, dass aus dem Land der Ungläubigen nichts Gutes kommen

konnte.

Diese psychische Barriere stand immer zwischen der islamischen Welt und dem

Westen.

Auch heute, Jahrzehnte nach dem Ende des Kolonialismus, gilt vielen in der

islamischen Welt eine umfassende Modernisierung als Beugung gegenüber dem

Westen. Sicher spielt die Machtpolitik des Westens eine wichtige Rolle für diese Wahrnehmung seitens der Muslime, eine Machtpolitik, die beständig und nicht

immer segensreich Einfluss nimmt auf die vielen ungelösten Konflikte in der

islamischen Welt, von Tschetschenien bis zum Nahen Osten. Dennoch sehe ich

andere, entscheidende Gründe für das chronische Beleidigtsein der Muslime. Im Kern ist das Selbstbild der Muslime dafür verantwortlich. Sie sehen sich noch immer als Träger einer Hochkultur und können sich nicht damit abfinden, dass sie eine führende Position in der Welt längst verloren haben. »Der Islam hat den Machtverlust nicht verkraftet«, bringt es der in Tunesien geborene französische Schriftsteller Abdelwahab Meddeb auf den Punkt. Das daraus resultierende

Ressentiment nährt den islamischen Fundamentalismus, den Meddeb als Herd

der islamischen Krankheit ausmacht. Eine archaische Kultur der Ehre und des

Widerstandes verhindert eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Westen, den

man lieber auf den »Feind« reduziert.

Meddeb erklärt die Psychologie des ressentimentgeladenen Menschen, im

Sinne von Nietzsche, an einem Menschen, der sich für etwas Besseres hält, als es die Umstände zulassen, unter denen er lebt. Für den deutschen Philosophen entsteht Ressentiment aus dem subjektiven Gefühl, ständig ungerecht behandelt zu werden. Und so sieht er die Psychologie des Ressentiments als

Selbstvergiftung durch eine nicht vollzogene, gehemmte Rache. Rachegedanken, die nicht ausgeführt werden, seien, so Nietzsche, wie ein Fieberanfall, den man nie loswerde.

Ressentiments können aber, zumindest im Sinne Adornos, als Motor der

Mobilisierung der eigenen Ressourcen dienen. Gegen die Fremdgruppe werden

Affekte mobilisiert, um die eigene Gruppe zusammenzuschweißen. Auf der

anderen Seite muss man die Eigengruppe sammeln, damit sie den Kampf gegen

die Fremdgruppe wirksamer führen kann. Manchmal habe ich das Gefühl, dass

wir Muslime Gefallen daran finden, vom Westen beleidigt zu werden; es scheint mir ein masochistisches Spiel zu sein, das uns beweist, dass wir am Leben sind.

Wir hätten es gerne, dass der Westen etwas gegen uns hat. Es tut unserer

verletzten Seele gut, zumindest zu glauben, dass der Westen uns anvisiert und uns zerstören will. Denn sollte der Westen uns vollkommen ignorieren, würden wir uns bedeutungslos vorkommen. Es tut uns gut zu glauben, dass unser

Gegenspieler ein potenter Gegner ist, der sich darüber Gedanken macht, wie er uns ärgert.

Einerseits kann diese Wut ein Mittel des Rückzugs und Ausdruck der

Passivität sein; wenn man sowieso gegen den Westen materiell weder gewinnen

noch mithalten kann, will man ihm zumindest im Kampf gegen Globalisierung,

Kapitalismus und Ausbeutung Paroli bieten. Andererseits denke ich auch, dass sich hinter diesen Ressentiments eine Hassliebe versteckt. Wir nehmen den

Westen zu ernst, wir sind von ihm geradezu besessen. Und es tut uns weh, dass wir von ihm zu wenig Anerkennung erhalten. Genauso, wie die Nachrichten über Beleidigungen des Islam durch den Westen in den arabischen Medien an

prominenter Stelle vermeldet werden, registriert man Nachrichten über

anerkennende Worte von westlichen Politikern oder Intellektuellen zum Islam.

Während der ehemalige US-Präsident Georg W. Bush mit einem Schuhwurf aus

dem Irak verabschiedet wurde, wurde sein Nachfolger Barack Obama mit

Standing Ovations in Kairo empfangen. Seine Rede an der Kairoer Universität

im Juni 2009, in der er den kulturellen Beitrag des Islam für die Menschheit lobte, war für viele Muslime Balsam auf der verletzten Seele. Sechsmal zitierte er den Koran; sechsmal reagierten seine muslimischen Zuhörer mit brausendem

Applaus. Eine besondere Freude für Muslime ist es, wenn ein prominenter

Mensch aus dem Westen die Verdienste des Islam aufzählt oder zum Islam

übertritt. Jedoch werden diese Einzelpersonen von Muslimen eher als

Ausnahmen und daher als Argument gegen den Westen und nicht als zentrale

Vertreter angesehen.

Die Wut-Industrie

oder: Ich bin Muslim,

also bin ich beleidigt

Wir Muslime scheinen unter der chronischen Krankheit des Beleidigtseins

ernsthaft zu leiden. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass wir der Welt zeigen, wie gekränkt und gedemütigt wir uns fühlen. Als wären die internen Probleme in den islamischen Ländern nicht Anlass genug für Ärger und Frustration, durchstöbern wir täglich die Zeitungen nach Nachrichten über eine unterdrückte muslimische Minderheit in China, Thailand oder Europa, um noch eine Bestätigung dafür zu finden, dass eine Weltverschwörung gegen den Islam im Gange sei.

Und wenn wir nichts finden, suchen wir weiter nach einem Karikaturisten, der eine Bombe im Turban des Propheten Mohamed versteckte, oder nach einem

Papst, der den Islam als eine unvernünftige Religion bezeichnete, oder eben

nach einem Fußballverein, der in seiner Hymne behauptet, dass der Prophet

vom Fußball keine Ahnung hatte. Kurz gesagt, wir finden immer etwas, womit

wir das uns liebgewordene Beleidigtsein ausleben können. Wir bewerfen

westliche Botschaften mit Molotow-Cocktails, um den Vorwurf des Terrorismus

gegen unseren Propheten zurückzuweisen, und reagieren unvernünftig auf die

Papstrede, um zu beweisen, dass er unrecht hatte.

Eine britische Lehrerin wird im Sudan verhaftet, weil sie ihren Teddybären

»Mohamed« nannte. Muslime fühlen sich von der Hymne des Fußballvereins

Schalke 04 gekränkt, in der es heißt: »Mohamed war ein Prophet, der vom

Fussball nichts versteht.« Die Macher der New Yorker Zeichentrick-Comedy-

Serie »South Park« erhalten Morddrohungen, weil sie, um das Gesicht des

Propheten nicht zeigen zu müssen, ihn in einem Teddy-Kostüm versteckt haben.

In der gleichen Serie wurden Moses, Jesus und Buddha mehrfach durch den

satirischen Kakao gezogen, ohne dass aus jüdischen, christlichen oder

buddhistischen Reihen Proteste oder Drohungen kamen. Muslime werden sogar

von der eigenen, jahrhundertealten Literatur beleidigt. So stehen die

»Geschichten aus 1001 Nacht«, die große Sammlung persischer Erzählkunst,

die heute weltweit zur Weltliteratur gerechnet wird, in Saudi-Arabien auf dem Index, weil sie angeblich unmoralische und erotische Passagen enthalten. Aus dem gleichen Grund reichten im Frühjahr 2010 eine Gruppe ägyptischer

Anwälte, die sich »Anwälte ohne Grenzen« nennt, eine Anklage gegen

Funktionäre des Kultusministeriums in Kairo ein, die den Auftrag für eine neue Auflage der »Geschichten aus 1001 Nacht« erteilten. Aber die Beleidigung

scheint am köstlichsten erst dann zu schmecken, wenn sie aus dem Westen

kommt.

Wenn man die Schlagzeilen einer arabischen Zeitung liest oder die

Nachrichten in einem arabischen Satellitensender sieht, wird man den Eindruck nicht los, dass Muslime glauben, der Westen sei eine einzige, gleichgeschaltete Masse, die nichts anderes im Sinne habe, als die Muslime tagaus, tagein zu

ärgern. Aus der unguten Mischung von Omnipotenzphantasien und dem Gefühl

permanenter Erniedrigung entsteht eine explosive Paranoia mit fatalen Folgen, denn nichts ist gefährlicher als ein Schwächling mit Allmachtsvisionen.

Was Muslime nicht wahrhaben wollen, ist die Tatsache, dass sie für den

Westen beinahe bedeutungslos sind. Die westlichen Staaten gehen einfach ihren Tagesgeschäften nach und kümmern sich nicht immer darum, ob sie dabei die

Muslime, die Brasilianer oder die Marsmännchen verletzen. Nur die Angst vor

dem Terrorismus oder vor wirtschaftlichen Konsequenzen erweckt manchmal

den Anschein von westlicher Rücksicht und Respekt gegenüber anderen

Kulturen. Ausgerechnet gegenüber Diktaturen wie Saudi-Arabien und dem Iran

zeigt sich dieser Respekt sogar ziemlich überproportional.

In der Blütezeit des Islam zwischen dem achten und dem elften Jahrhundert

war das Verfassen von häretischen Texten an der Tagesordnung. Dass Alkohol

getrunken wurde und Frauen das Kopftuch nicht trugen, war keine Seltenheit.

Es gab damals allein in Bagdad mehr Kneipen als heute in allen islamischen

Ländern zusammen. Muslime fühlten sich so selbstsicher, dass antiislamische

Polemiken von Christen und Juden toleriert wurden. Der Kalif von Bagdad

organisierte sogar regelmäßig einen Polemik-Wettbewerb, in dem Muslime,

Juden und Christen in poetischen Polemiken die Religionen der anderen

kritisierten. Man könnte deshalb einen Zusammenhang erkennen zwischen dem

Selbstbewusstsein, der Tolerierung von persönlichen Freiheiten und dem

kulturellen Boom, den der Islam im Mittelalter genoss. Oder man kann im

Umkehrschluss das Spüren der eigenen Stärke als Grund für diese Gelassenheit deuten. Die Dünnhäutigkeit der Muslime von heute und die Beharrung auf den

religiösen Symbolen sind deshalb ein Ausdruck der Schwäche, das Ergebnis

eines unzeitgemäßen Hierarchieverständnisses im Islam und führen weite Teile der islamischen Welt in eine zunehmende Isolation und verstärken ihr

Gefühl

der Erniedrigung. Zwischen dem Westen und der islamischen Welt findet derzeit quasi überhaupt keine gesunde Kommunikation statt.

Neben der herrschenden Terrorgefahr führen die sich im Westen seit Jahren

ausbreitende Gleichgültigkeit und das chronische Beleidigtsein der Muslime zu einem Klima des Misstrauens und der Angst auf beiden Seiten. Ein Klima der

Verkrampftheit und Dünnhäutigkeit hat dazu geführt, dass man Probleme nicht

mehr benennen kann und sie lieber unter den Teppich kehrt. Aber dieses Klima ist auch dafür verantwortlich, dass eine Kopftuchträgerin automatisch auf eine Stufe mit Integrationsverweigerern und Terroristen gestellt wird.

Der tragische Mord an der ägyptischen Apothekerin Marwa Al-Sherbini im

Dresdener Gerichtssaal Anfang Juli 2009 beschäftigte über Monate die

Öffentlichkeit in Ägypten und in vielen islamischen Ländern. Sie stellten sich nicht nur die Frage, warum die deutsche Regierung auf diesen Fall zu spät

reagiert hatte, sondern auch, warum keiner der Anwesenden im Saal zu Hilfe

geeilt war, um der zierlichen einunddreißigjährigen Frau zu helfen, als Alex W.

achtzehnmal auf sie einstach. Und warum schoss der deutsche Polizeibeamte

auf Marwas Ehemann statt auf den Täter? Lag es daran, dass der Ehemann

arabisch aussah und somit dem Polizisten als der wahrscheinliche Täter

erschien? Die Antwort, die muslimische Intellektuelle wie der ägyptische

Bestsellerautor Alaa Al-Aswani auf diese Fragen anbieten: Rassismus und

Islamfeindlichkeit der Deutschen.

Meine gastfreundlichen ägyptischen Landsleute wissen nicht, dass

Zivilcourage in Deutschland eine Mangelware ist. Selbst wenn das Opfer eine

Deutsche gewesen wäre, wäre vermutlich keiner der Anwesenden im Saal

aufgesprungen, um sie zu retten. Viele Deutsche haben sich daran gewöhnt,

dass Vater Staat sich um alles kümmert. In Sachen Sicherheit kann sich niemand hierzulande auf seine Mitmenschen verlassen.

Dass der Polizist nicht auf den Täter, sondern den Ehemann des Opfers

feuerte, war vermutlich auch nur ein Missverständnis, aber es geht insgesamt in diesem Fall um viel mehr als nur um ein Missverständnis. Es geht um eine lange Geschichte von gegenseitiger Angst und Misstrauen zwischen dem Westen und

der islamischen Welt. Aber wer hat Schuld daran, dass dieses Klima entstanden ist? Sind es wirklich nur die westlichen Medien und Populisten wie Thilo

Sarrazin, die angeblich antimuslimische Ressentiments schüren, oder tragen die muslimischen Fanatiker, die Terroranschläge verüben oder dazu aufrufen oder

sie billigen, nicht ebenfalls Schuld daran? Denn auch wenn diese Medienbilder und Aussagen manchmal selektiert oder überzeichnet sind, sind sie nicht

erfunden, sondern beschreiben Aspekte und Missstände des zeitgenössischen

Islam, die von vielen Moslems nicht wahrgenommen werden. Man ärgert sich

lieber über die »Anderen« als über sich selbst und die selbstverschuldete

Misere.

Gerade in den islamischen Ländern ist man mit der wirtschaftlichen und

politischen Lage höchst unzufrieden und unfähig, die Probleme aus eigener Kraft zu lösen. Sowohl die Machthaber als auch die frustrierte Bevölkerung suchen

deshalb nach Sündenböcken für das eigene Elend. Die Massen gehen auf die

Straße und demonstrieren fluchend »Unser Blut ist teuer«, »Tod Deutschland«

und »Boykottiert deutsche Produkte«, angeblich um Solidarität mit der

getöteten Ägypterin zu zeigen. Dabei handelt es sich lediglich um einen

Volkszorn als Volksmedizin mit Genehmigung der Sicherheitskräfte, und das in Ländern, in denen Demonstrationen eigentlich verboten sind. Dieser

energieraubende Kampf gegen Windmühlen lenkt von Reformdebatten ab und

hilft den Machthabern, ihre Macht zu festigen.

Keiner dieser wütenden Demonstranten erinnerte sich daran, dass auch viele

deutsche Touristen in Ägypten durch mehrere Terroranschläge ums Leben

kamen, ohne dass die Deutschen danach Ägypten als ein rassistisches Land

bezeichneten oder zum Boykott aufgerufen hätten. Nach jedem Terroranschlag

legten Muslime viel Wert darauf zu betonen, dass es eine Einzeltat war und dass der Islam mit Gewalt und Terrorismus nichts zu tun hat. Warum bestehen sie

nun darauf, den Mordfall Marwa Al-Sherbini als kollektive deutsche Schuld zu werten? Auch wenige Monate vor Marwas Tod starb in Ägypten eine

siebzehnjährige französische Touristin durch einen Terroranschlag in Kairo.

Auch sie war ein Opfer des islamistischen Hasses und Rassismus. Aber ihre

Familie trauerte still und missbrauchte den Fall nicht für den Kulturkampf. Wer kennt schon heute den Namen dieser französischen Studentin? Wer kennt Cécile Vannier?

Im Februar 2010 wurden zwei ägyptische Emigranten unter verblüffend

ähnlichen Umständen umgebracht. Der eine starb in Mailand während einer

Schlägerei mit einem lateinamerikanischen Jugendlichen, der andere wurde

willkürlich von einem pubertären Saudi in Saudi-Arabien erschossen. Während

die emotionalen Nachrichten über den Tod des Ersteren in Mailand tagelang die Schlagzeilen in Ägypten bestimmten, wurde über den Tod des anderen kaum

berichtet. Nur zwei oder drei Zeitungen schrieben wenige Zeilen über den

tragischen Fall, ganz versteckt, als schämten sie sich, Saudi-Arabien mit einem Mord in Verbindung zu bringen, schrieb der ägyptische Journalist Hamdy Al-Husseini über die Doppelmoral der Medien. Es schien, als spielte der Tote in beiden Fällen eine Nebenrolle, wichtig sei dagegen lediglich die Frage, wo und durch wen er ums Leben kam. Auch die Vergeltungsaufrufe gingen nur in

Richtung Italien, über den Toten von Saudi-Arabien wurde kaum getrauert.

Dieses Interesse für den Toten in Europa kam nicht nur aus den Medien,

sondern auch aus der Politik. Der Präsident des Senats erschien nur in dem

einen Fall persönlich bei der Überführung des Toten nach Ägypten.

Auch Muslime in Deutschland versuchten, aus dem Mordfall Marwa Al-

Sherbini Kapital zu schlagen. Zahlreiche muslimische Würdenträger kamen zur

Eröffnung des Prozesses in Dresden. Man wollte auf das schon ohnehin stark

strapazierte, vereiterte deutsche Gewissen drücken. Eine Muslimin ist in

Deutschland umgebracht worden, jetzt fehlen uns nur noch 5999999 Opfer, um

mit den Juden gleichgesetzt zu werden.

Ja, man wird den Eindruck nicht los, dass viele muslimische Intellektuelle in Europa, wie etwa der Schweizer Islamwissenschaftler Tariq Ramadan, unter

Holocaustneid leiden. Sie lassen keine Gelegenheit aus, die Situation der

Muslime in Europa heute mit der Lage der europäischen Juden im neunzehnten

Jahrhundert oder sogar im Dritten Reich zu vergleichen. Viele versuchten nun, den Fall der »Kopftuchmärtyrerin« zu instrumentalisieren, um die

Meinungsfreiheit im Westen zu beschneiden und Islamkritik zu unterbinden.

In Dresden wollten die Muslime angeblich nur Solidarität mit dem Opfer, mit

ihrer »Schwester«, zeigen. Aber wo ist diese Solidarität mit Muslimen, die

täglich durch Terroranschläge in Pakistan und Irak ums Leben kommen? Wo

war diese Präsenz der Muslime im Mordfall Hatun Sürücü, die im Namen der

Ehre vom eigenen Bruder vor einigen Jahren mitten in Deutschland ermordet

wurde? War sie nicht auch ihre »Schwester«? War das nicht auch ihr Blut? Oder ist das muslimische Blut nur teuer, wenn Fremde es vergießen? Oder ist das

Kopftuch die trennende Linie zwischen teurem und billigem Blut?

Das Opfer von Dresden, Marwa Al-Sherbini, glaubte an die deutsche Justiz,

ihr Mörder nicht. Der 28-jährige Russlanddeutsche verkroch sich in sein enges hasserfülltes Weltbild und spann seine Verschwörungstheorien. Er war nicht in der Lage, sich mit seiner eigenen Unfähigkeit zu konfrontieren und projizierte sie auf andere; eine Geschichte, die wir tausendfach aus den Lebensläufen

islamistischer Fanatiker kennen. Die vielen Muslime, die mit ihren

Demonstrationen Marwa ehren wollten, sind nicht wie sie den Weg der

Gerechtigkeit gegangen, sondern ahmten in Wirklichkeit nur ihren Mörder nach und lebten wie er in einer Welt voller Hassparolen und Verschwörungstheorien.

Bald bekam der Täter seine gerechte Strafe, und wir alle haben Marwa und

ihren Fall beinahe vergessen. Die Deutschen kehrten zu den langweiligen

Diskussionen über Steuersenkung und den Untergang der SPD zurück, und

Muslime werden irgendwann ein neues Opfer finden, das sie beweinen können.

Dann werden sich die üblichen Verdächtigen Wolfgang Bosbach, Otto Schilly und Cem Özdemir wieder bei Anne Will treffen, um uns zu erklären, was bei der

Integration schiefläuft. Bosbach wird wiederholen, dass Ausländer anständig

Deutsch lernen sollten, und Otto Schilly wird Beispiele für gelungene Integration aufzählen. Eine wütende Islamkritikerin wird die Türken für alles

verantwortlich machen, und ein türkischer Beschwichtigungsromantiker wird

ihr die Grünen-Multikulti-Hymne als Gegenargument singen. Das deutsche

Publikum wird sich wie immer amüsieren und danach ins Bett gehen, ohne zu

verstehen, was los ist.

Und immer wenn du denkst, es geht nicht mehr, schwadroniert von irgendwo

ein Sarrazin her. Und es werden immer mehr Sarrazine. Denn der

Bundesbanker ist nicht das Problem, sondern er ist lediglich ein Ausdruck

davon, dass wir ein Problem haben. Er ist der Überbringer der Botschaft, dass bei uns eine verkrampfte Streitkultur herrscht. Letzten Endes liegt die Ursache von Debatten, die Thilo Sarrazin ausgelöst hat, oder von Taten wie dem

schrecklichen Mord an Marwa darin, dass in Deutschland und ganz Europa

keine differenzierte Debatte über den Islam und die Migration geführt wird. Auf diese Weise gelingt es Populisten auf beiden Seiten, die Sache aufzugreifen und zu überspitzen. Es fehlt eine Atmosphäre, in der ehrliche Kritik zulässig ist und die frei ist von Stimmungsmache, Apologetik und Überempfindlichkeit.

Für mich persönlich stellt Islamkritik in der heutigen Zeit einen Ausdruck von

»Humanismus« dar, denn der Islam schadet sich selbst, seinen Anhängern und

dem Rest der Welt. Der Islam hat in erster Linie ein Problem mit sich selbst und mit der Interpretation seiner Rolle in der modernen Welt. Ihm läuft die Zeit davon, uns läuft die Zeit davon. Um dieser Talfahrt des Islam zu begegnen,

braucht man deutliche, manchmal auch harte Worte. Man braucht Kritik. Diese

Kritik ist aber viel zu wichtig, um sie der Polemik zu überlassen. Sie ist viel zu wichtig, um sie in Emotionen zu verwandeln. Das Projizieren der eigenen Ängste auf den jeweils anderen hilft nicht, sondern verschärft lediglich den Konflikt.

Vielleicht kann ein Gespräch mit jemandem, der anderer Meinung ist als man

selbst, lehrreich sein. Man sollte dabei die eigenen Emotionen und Ängste

möglichst beiseitestellen. Und wenn uns die westliche Islamkritik allzu sehr polemisch erscheint, sollten wir, die Muslime, das Heft in die Hand nehmen und diese Kritik selbst üben.

Der Karikaturenstreit

oder: Ein Gespräch mit

einem Ketzer

Der 30. September 2005 war ein besonderer Tag in meinem Leben. An diesem

Tag feierte ich Hochzeit mit meiner halbdänischen Frau in Ägypten, nicht

ahnend, dass am gleichen Tag in ihrer Geburtsstadt Kopenhagen etwas geschah, was ein neues Kapitel im Kulturkampf zwischen Ost und West aufschlagen

würde. Denn an jenem Tag veröffentlichte die dänische Zeitung »Jyllands-

Posten« zwölf Karikaturen, die wenige Wochen später Muslime in aller Welt in Rage versetzten.

Meine Familie, die zu meiner Frau immer herzlich war, regte sich über ihr

Land auf und fühlte sich verletzt. Die dänischen Verwandten meiner Frau waren über die aufgebrachten Muslime empört, die als Reaktion auf die Zeichnungen

dänische Einrichtungen weltweit angriffen und die dänische Flagge verbrannten.

Einhundertfünfzig Menschen kamen damals bei den Unruhen ums Leben. Die

Ost-West-Beziehung stand einmal mehr vor einem Scherbenhaufen, und der

Kulturkampf war bis in mein Wohnzimmer vorgedrungen. Obwohl ich zu diesem

Zeitpunkt kein strenggläubiger Muslim mehr war, empfand ich manche der

Karikaturen als beleidigend und sympathisierte mit meiner ägyptischen Familie und mit meinen Landsleuten. Ich sah damals keinen Sinn in den Zeichnungen

außer der reinen Provokation und einen Mangel an Respekt. Vier Jahre später

war ich in der dänischen Hauptstadt und entschloss mich, etwas zu tun, was kein Araber vor mir getan hat. Ich wollte mit dem Mann persönlich sprechen, der die Mohamed-Karikaturen in Auftrag gegeben hat.

Flemming Rose ist der Kulturredakteur von »Jyllands-Posten«. Man kennt den

Namen in der arabischen Welt, aber nicht den Menschen. Man redet und

schreibt über ihn, über seine teuflische Tat, aber man fragt ihn nicht, was er damit beabsichtigte. Und das wollte ich tun.

Ich erwartete einen seriösen Mann in Polizeibegleitung. Auf einem Fahrrad

kam ein sportlich gekleideter, relativ junger Mann mit einem freundlichen Blick.

Wir saßen in einem Café und unterhielten uns. Auf meine Frage, ob er je mit

einem arabischen Journalisten geredet hätte, erwiderte er in einem leisen,

schüchternen Ton: »Nur einmal wollte einer mich zu den Karikaturen

interviewen, aber das Ganze fing mit einer Moralpredigt von ihm an, so dass ich das Gespräch danach beenden musste.« Genau das wollte ich nicht. Ich wollte

ihn verstehen. Flemming Rose lud mich zu einem zweiten Gespräch in sein Büro in der Innenstadt, und dieses verlief so:

Hamed Abdel-Samad: Herr Rose, manche in Europa nennen Sie einen

Fundamentalisten der Pressefreiheit, trifft diese Beschreibung auf Sie zu?

Flemming Rose: Es war der damalige deutsche Außenminister Joschka

Fischer, der mich so nannte, nachdem die Mohamed-Karikaturen in unserem

Blatt veröffentlicht worden waren. Einige Zeitungen, die gegen die

Veröffentlichung der Karikaturen waren, übernahmen dann diese Bezeichnung.

Ja, ich bin ein Freiheitsfanatiker, aber vielleicht nicht, wie die linke Presse das versteht. Ich verteidige kompromisslos die Meinungsfreiheit, weil ich der festen Überzeugung bin, dass Gewalt da beginnt, wo Worte fehlen.

Aber kann Meinungsfreiheit grenzenlos sein?

Natürlich nicht, es gibt nichts, das keine Grenzen hat. Wir brauchen Grenzen, aber wir haben, wie ich finde, viel zu viele davon im Moment in Europa. Wir

haben viele Tabus und viele rote Linien, und viele missbrauchen diese Tabus, um andere mundtot zu machen. Und ich sehe die Karikaturen-Affäre als einen

Anfang, um über diese Problematik zu verhandeln. Ich habe sie immer als

Indikator gesehen, der uns gezeigt hat, in welchem Zustand sich die

Pressefreiheit und die Selbstzensur in Europa befinden.

Wie können wir den Widerspruch von Meinungsfreiheit und Respekt vor

religiösen Gefühlen auflösen? Wer hat das Recht, rote Linien zu definieren, und wer hat das Recht, sie zu eliminieren?

Wir können miteinander einen Deal abschließen: Sie respektieren alles, was

mir heilig ist, und kritisieren es nicht, und ich tue das Gleiche mit Ihren

Heiligtümern. Das mag in der Theorie wunderbar funktionieren, in der Realität ist es aber beinahe unmöglich, denn wir leben in multireligiösen und

multikulturellen Gesellschaften, und wenn jeder darauf besteht, dass seine

heiligen Symbole unantastbar bleiben, dann kann kein Mensch mehr etwas

sagen oder schreiben. Und oft werden die religiösen Gefühle als Mittel der

Einschüchterung und Erpressung missbraucht, und dagegen wehre ich mich.

Wenn wir miteinander auf eine natürliche Weise leben wollen, dann brauchen

wir weniger rote Linien und nicht noch mehr davon. Und gerade Sie als Ägypter wissen, wie Ihr Präsident die roten Linien missbraucht, um seine Gegner zum

Schweigen zu bringen. Sie kennen bestimmt den Aktivisten Saad El-Din Ibrahim, der Gefängnis und Exil erleiden musste, weil er angeblich Ägyptens Ruf im

Ausland beschädigt hat.

Sie sagten, Gewalt beginnt, wo Worte fehlen. Was ist mit Worten, die zur Gewalt führen? Immerhin haben die Karikaturen einhundertfünfzig Menschen das Leben gekostet.

Die Lösung kann niemals in Gesetzen gegen die Beleidigung der Religionen

liegen, sondern darin, dass die Betroffenen lernen sollten, mit ihren Emotionen anders umzugehen. Sie können nie kontrollieren, wie andere sich äußern, aber Sie können wohl ihre Reaktion darauf bändigen.

Und was ist mit Worten, die zur Gewalt oder Rassismus aufrufen?

Hassprediger ist ein Begriff, der Ihnen geläufig sein muss. Sie gelten ja für viele als einer!

Auch da sehe ich keine Notwendigkeit von Anti-Hass- oder Anti-

Diskriminierungsgesetzen. Wir müssen immer zwischen Worten und Taten

unterscheiden. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Nachdem wir die Karikaturen

veröffentlicht haben, stand eine Gruppe muslimischer Demonstranten vor der

dänischen Botschaft in London mit einem Plakat, worauf geschrieben war:

»Behead those who insult Islam«, köpft die, die den Islam beleidigen. Aus meiner Sicht dürfen sie das machen. Aber wenn einer von ihnen dies in die Tat umsetzt oder einen Molotow-Cocktail auf die Botschaft wirft, was oft der Fall war, dann muss er dafür juristisch verfolgt werden. Für mich gibt es nur drei Grenzen der Meinungsfreiheit, und sie sind alle in Europa strafbar: Erstens den direkten Aufruf zum Mord, wie zu sagen, geh und töte Abdel-Samad! Zweitens die

Beschimpfung oder Diffamierung eines Menschen durch Lüge. Und drittens die

Verletzung der Persönlichkeitsrechte. Alles andere muss man über sich ergehen lassen.

Nach dieser Logik müssen Sie ja auch gegen die juristische Verfolgung von Menschen sein, die den Holocaust leugnen?

Ja, ganz genau. Ich habe das sogar in Israel gesagt und habe dadurch keine

Freunde gewinnen können. Aber ich glaube, wir brauchen keine Gesetze gegen

Gesinnungen oder Lesarten der Geschichte. Aber wenn ein Holocaust-Leugner

einen Holocaust-Überlebenden als Lügner bezeichnet, dann gilt das als

Diffamierung, die strafrechtlich verfolgt werden kann. Und nur nebenbei: Ich bin nicht Jude, wie einige aufgrund meines Namens vermuten.

Lassen Sie uns zu den Karikaturen zurückkehren. Woher kam die Idee dafür und was waren Ihre Motive, sie zu veröffentlichen?

2005 schrieb ein dänischer Schriftsteller namens Kåre Bluitgen ein

Kinderbuch über den Propheten Mohamed und war auf der Suche nach einem

Karikaturisten, der einige Zeichnungen des Propheten für sein Buch fertigen

sollte. Aber scheinbar hatten die dänischen Karikaturisten Angst vor diesem

Job, denn ein Jahr davor wurde der niederländische Filmemacher Theo van

Gogh von einem muslimischen Fanatiker wegen eines Films ermordet, der

Passagen aus dem Koran auf dem Körper einer nackten Frau zeigte. Es gab

sonst mehrere Fälle, in denen Künstler und Schriftsteller in Dänemark und

europaweit ihre islambezogenen Werke aus Angst vor gewalttätigen Reaktionen

seitens der Muslime zurückgehalten bzw. zurückgenommen haben. Ich

persönlich wusste nicht, ob es sich bei diesen Fällen immer um Selbstzensur aus Angst handelte oder nicht, und ich wollte testen, wie die Stimmung in Dänemark wirklich ist. Und so kam die Idee der Karikaturen.

Das heißt, es handelte sich um ein Experiment?

Ich würde es lieber investigativen Journalismus nennen, eine langfristige

Beobachtung der Lage und der Gemüter. Es gibt ein Prinzip in unserem

journalistischen Betrieb, das heißt: »Sag mir die Wahrheit nicht, zeig sie mir!«

Und was hat die Veröffentlichung der Karikaturen gezeigt?

Die Karikaturen haben keine neue Situation geschaffen, sondern uns die

aktuelle Lage klarer gemacht, und zwar dass es Misstrauen und Spannungen auf beiden Seiten gibt und dass sich Meinungsfreiheit zugunsten einer

Appeasementpolitik zurückzieht. Es handelte sich in der Tat um Selbstzensur

aus Angst vor Islamisten. Und diese Angst war offensichtlich nicht ohne Grund, denn die Reaktionen auf die Karikaturen in der muslimischen Welt waren

unverhältnismäßig gewalttätig.

Waren Sie von diesen Reaktionen wirklich überrascht?

Die ganze Welt war ja überrascht. Und diese Reaktionen waren keinesfalls

spontan, wie viele behaupten, es steckten politische Strategien und

systematische Manipulation dahinter. Und ich darf daran erinnern, dass die

Demonstrationen nicht unmittelbar nach der Veröffentlichung erfolgten, sondern nachdem dänische Imame mit den Karikaturen in der islamischen Welt auf Tour

waren und sich dort bei der Obrigkeit über die schlechte Behandlung der

Muslime in Dänemark beschwert hatten, was einfach nicht wahr ist. Übrigens

haben sie auch andere schlimme, aber unechte Karikaturen dort vorgeführt, die nicht aus unserer Zeitung stammten, um für mehr Empörung zu sorgen. Also, es war eine wohlüberlegte Aktion.

Apropos wohlüberlegte Aktionen und politische Strategien: Böse Zungen

behaupten, die Veröffentlichung der Karikaturen war Teil eines Plans des Weißen Hauses, und die Theorie geht so: Georg Bush brauchte vom Kongress mehr Geld für seinen Patriot Act II im Rahmen des Anti-Terror-

Kampfs und stieß bei den Abgeordneten auf Ablehnung. Und so brauchte man die

Inszenierung einer Krise, die zeigen sollte, dass Amerika in Gefahr ist, deshalb kam die Idee mit den Karikaturen. Beflügelt wurde diese Behauptung durch Ihre Anwesenheit in Washington vor und nach dem Karikaturenstreit. Sie

haben bestimmt Argumente, die das widerlegen.

Wissen Sie, es gibt Menschen, die nichts Besseres können, als

Verschwörungstheorien in die Welt zu setzen, einfach weil sie dialogunfähig

sind. Es ist richtig, dass ich Ende 2004 in Amerika war, aber das war, um im Rahmen meiner Arbeit über die US-Wahlen zu berichten. Auch nach den

Karikaturen war ich in Washington, um der Aufregung nach den Unruhen ein

wenig fernzubleiben. Ich bin gerne in Washington, dort habe ich schließlich drei Jahre lang als Korrespondent der dänischen Zeitung »Berlingske Tidende«

gearbeitet.

Vor den Karikaturen war das Bild Dänemarks in der islamischen Welt als

liberales und neutrales Land sehr positiv. Finden Sie nicht, dass Sie dem Ruf Dänemarks mit der Veröffentlichung der Karikaturen weltweit geschadet

haben?

Vielleicht hatte die Welt einfach ein falsches Bild von Dänemark, auch wir

Dänen hatten früher unsere Zeigefinger auf Frankreich und Deutschland

gerichtet und ihre Einwanderungspolitik kritisiert. Nun wurde auch uns klar, dass auch wir diesbezüglich unsere Hausaufgaben nicht gemacht haben. Die

Karikaturen haben gezeigt, dass wir keine vorbildliche Gesellschaft sind, wie wir uns gerne sehen wollen, und dass vor uns eine Menge Arbeit in Sachen

Migration und Integration liegt.

Wie ist das Zusammenleben zwischen Dänen und muslimischen Einwanderern

in Dänemark nach den Karikaturen?

Im Gegensatz zu Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden hat

Dänemark keine koloniale Geschichte, und so ist die Erfahrung mit Emigranten den meisten Dänen neu. Auch viele Muslime, die hier leben, sind nicht wie in anderen Staaten als Gastarbeiter, sondern als Flüchtlinge gekommen und haben massive Schwierigkeiten, sich im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt zu

integrieren. Abgesehen von den vorher erwähnten Imamen, reagierten die

meisten Muslime Dänemarks relativ besonnen auf die Karikaturen. Aber die

Spannung ist da, und die Lücke zwischen den autochthonen Dänen und den

Migranten ist nun deutlicher geworden, und ich hoffe, dass die Karikaturen ein Anlass dafür waren, dass nun ein offener Dialog stattfindet, der darauf abzielt, diese Probleme zu lösen.

Haben Sie manchmal Angst?

Nein, habe ich nicht. Und der Beweis dafür ist, dass ich nicht unter

Polizeischutz stehe, wie viele mir raten. Aber meine Frau hat Angst, und das verstehe ich.

Herr Rose, waren Sie jemals in einem arabischen Land?

Ja, einmal war ich in einer Blogger-Konferenz in Qatar. Es war eine sehr

interessante Erfahrung.

Sollten Sie eine Einladung bekommen, in Kairo eine Rede zu halten, um Ihre Sicht der Dinge darzulegen, würden Sie sie annehmen?

Jederzeit gern.

Es war für mich schwer vorstellbar, dass dieser schüchterne und sachliche Däne mit dem Dauerlächeln vier Jahre zuvor beinahe den Ausbruch des dritten

Weltkriegs provoziert hätte. Mir gefielen die Karikaturen nicht, seine

Argumente dafür so sehr, dass ich das Interview in Ägypten veröffentlichen

wollte. Jetzt verstand ich, was Voltaire über die französische Krankheit

Intoleranz sagte. Meine Haltung zu Flemming Rose war von Voltaire inspiriert: Ich mag deine Karikaturen nicht, aber ich würde mein Leben dafür geben, dass du veröffentlichen darfst, was du willst. Ich schickte den Text der liberalen ägyptischen Zeitung »El-Youm El-Sabei«, wo ich eine regelmäßige Kolumne

habe, und sorgte dadurch für einen Konflikt in der Redaktion. Obwohl die

Zeitung sich Freiheit von der Zensur auf die Fahne schrieb, war der Inhalt des Interviews für sie nicht tragbar. »Dieser Mann klingt so vernünftig«, sagte mir der Kulturredakteur der ägyptischen Zeitung, der eher einen hasserfüllten

dänischen Journalisten erwartet hatte. Er hatte Angst, dass diese Art des

Dialogs bei den Ägyptern nicht gut ankommen würde. Doch mich wollte er als

Kolumnisten nicht verlieren, denn ich hatte, als ich aufgefordert wurde, für die Zeitung zu schreiben, darauf bestanden, dass meine Texte nicht zensiert

werden. Wir schlossen einen Kompromiss, nämlich dass das Interview nach

Ablauf des Fastenmonats Ramadan auf der Webseite der Zeitung erscheint, um

die Gefühle der Gläubigen nicht zu verletzen. Ich willigte ein, immerhin wird die Seite drei Millionen Mal am Tag aufgerufen. Als das Interview endlich auf der Hauptseite des Portals stand, war es eine Stunde lang zu lesen, danach

verschwand es wieder. Die ersten Kommentare zeigten, wie explosiv die

Stimmung unter den Lesern war. In einem an Rose gerichteten Kommentar

stand: »Denk zweimal nach, bevor du nach Ägypten kommst, denn sollte ich dich hier erblicken, werde ich deine Leber mit meinen Zähnen fressen!«

Als ich mich bei dem Kulturredakteur über das Verschwinden des Interviews

beschwerte, behauptete er, es handele sich um einen technischen Fehler. Einen Tag später verlegte er es auf eine versteckte Seite, bevor es endgültig

verschwand. Am Ende blieb ihm nur eine Entschuldigung übrig: »Es tut mir leid, es liegt nicht in meiner Hand.«

Keine Revolution, nirgends

oder: Das muslimische Gottesbild

und die Herrschaftstreue

Die englische, die französische und die russische Revolution waren erfolgreich, weil sie die Bevölkerungen gegen die herrschenden Systeme mobilisieren

konnten. Da die Mehrheit der Bevölkerung in den drei Fällen Bauern und

einfache Arbeiter waren, waren sie vom System unabhängig und konnten es

deshalb stürzen. Herrscher und Untertanen lebten in zwei getrennten Welten,

und das machte die Revolte erst möglich. Zu einer deutschen Revolution kam es 1918 zwar, aber diese konnte breite Teile der Bevölkerung nicht erfassen, da die deutsche Gesellschaft zu urbanisiert war und die Bourgeoisie stark abhängig war von den Infrastrukturen des Systems.

Ähnlich verhält es sich mit vielen islamischen Staaten und ihren

Herrschaftssystemen. Nicht nur weil die Machthaber dort die Kontrolle über

Armee, Geheimdienst, Polizei und Medien ausüben; nicht nur, weil der Staat der größte Arbeitgeber ist und das Monopol für die elementaren Konsumgüter wie

Brot und Benzin hat, Muslime sind überall nicht nur abhängig vom System Staat, sondern auch vom Glaubenssystem Islam. Und diese beiden bilden seit dem

dreizehnten Jahr der Existenz des Islam eine Einheit. Herrscher und

Untertanen sind gleichermaßen dieser Einheit ausgeliefert. Beide verkörpern

eine Geisteshaltung, die die Autorität vergöttlicht und die Revolution verpönt.

Der Prophet Mohamed war ein Einzelgänger, hatte eine gewisse Sensibilität

für soziale Fragen und wollte eine gesellschaftliche Revolution entfesseln. Er war mit den heidnischen Ritualen und der Vielgötterei in seiner Geburtsstadt Mekka Anfang des 7. Jahrhunderts nicht einverstanden. Er träumte davon, den

Glauben an den einen Gott in Arabien einzuführen und die Götzenbilder, die die heilige Kaaba umzingelten, zu beseitigen. Inspiriert dazu wurde er von den

christlichen und jüdischen Geistlichen, die er auf seinen vielen Reisen als

Karawanenhändler traf. Aber besonders beeinflusst wurde er zunächst durch

einen christlichen Mönch in Mekka namens Waraqa, der ein Cousin von

Mohameds erster Frau Khadija war. Erstaunlich wenig finden wir über diesen

Mönch in der Biographie des Propheten, obwohl er anscheinend eine zentrale

Rolle in seinem Leben spielte. Diese Biographie, über hundert Jahre nach dem Tode des Propheten von Ibn Ishaq geschrieben, listet sonst ausführlich Details auf über jede Person, die auch nur eine untergeordnete Rolle in der frühen

Phase des Islam spielte. Aber Waraqa scheint sie bewusst zu umgehen. Dennoch wirft das, was über Waraqa dort steht, viele Fragen über die Entstehung des

Korans und die Ambitionen des Propheten auf. Denn es war Waraqa gewesen,

der Mohamed mit seiner Khadija verheiratete, und er war es, der Mohamed

davon überzeugte, dass er der Prophet dieser Zeit sei, nachdem dieser Visionen über ein Gespräch zwischen ihm und dem Erzengel Gabriel in einer Höhle

außerhalb von Mekka gehabt hatte. In Wirklichkeit sagt uns das, was über

Waraqa verschwiegen wurde, mehr als das, was in der Biographie steht. Denn

kein Text ist auch *ein* Text.

Ein Forscher aus dem Libanon, der unter dem Pseudonym Abu Mousa Al-

Hariri schreibt, veröffentlichte vor wenigen Jahren ein Buch mit dem Titel »Ein Mönch und ein Prophet«, das mittlerweile im Libanon verboten ist. Für ein

Exemplar dieses Buches musste ich während eines Libanonaufenthalts mehr als

einhundert US-Dollar bezahlen. In diesem Buch wagt der Autor die These, der

alte Mönch Waraqa hätte ein arabisches Christentum unabhängig vom

hellenisierten Christentum Roms und Alexandriens gründen wollen. Er glaubte, dass Jesus nicht der Sohn Gottes war, und war dabei, ein hebräisches

Evangelium ins Arabische zu übersetzen, das von den anderen Evangelien

deutlich abweicht. Waraqa wollte ein neues arabisches Christentum begründen.

Ihm fehlten aber das Charisma und die Energie, darüber hinaus war er

vermutlich zu alt. Charisma und Energie fand er beim ehrgeizigen und jungen

Mohamed, der einen Ruf als aufrichtiger Mann und begnadeter Redner genoss.

Die Visionen des alten Mönches, so Al-Hariri, vermischten sich mit denen des jungen, und so taten es auch die Texte. Aus dieser Verschmelzung sei der Koran, zumindest in Teilen, entstanden.

Seine These stützt eine einzige Stelle aus dem Werk eines früheren

muslimischen Hadith-Sammlers namens Al-Bukhari, der schreibt: »Dann starb

Waraqa, danach hörte die Offenbarung auf.« In der Tat berichtet der Koran von einer langen Periode der Unterbrechung der Offenbarung, die den Propheten in eine Phase der Depression und Verzweiflung stürzte, dachte er doch, Gott habe ihn verlassen. Auch eine deutsche philologische Studie, ebenfalls von einem

unter Pseudonym, Christoph Luxenberg, schreibenden Libanesen verfasst, geht

davon aus, dass der arabische Korantext viele syroaramäische Worte enthält,

die unter arabischen Christen und in christlichen Liturgien bekannt waren.

Manche dieser Worte würden von Arabern nicht verstanden und deshalb falsch

übersetzt. Das berühmteste Beispiel hierfür liefert Luxenberg mit dem Wort

huri, das im Arabischen als die Jungfrau, die der gläubige Mann im Paradies zur Belohnung bekommt, falsch übersetzt wird. Im Syroaramäischen bedeutet *huri* weiße Trauben. Pech für die Selbstmordattentäter, die sich zweiundsiebzig

Stück davon erhoffen. Auch Luxenberg geht davon aus, dass dem Koran ein

christlicher Urtext als Grundlage vorlag.

Abgesehen von den beiden Thesen, die vielen Muslimen nur als »Da Vinci

Code«-Imitate vorkommen, bleibt es eine Tatsache, dass der Koran nicht im

luftleeren Raum entstanden ist. Er wurde gewiss von seiner Umgebung

beeinflusst und war eine Antwort auf ihre spezifischen Bedürfnisse. Und fest steht, dass der Koran in der Tat in Mekka, zumindest in den ersten

Jahren, eher christlich ausgerichtet war, sprach von Nächstenliebe und Geduld und war

Christen gegenüber, besonders Mönchen, sehr positiv eingestellt. Mohamed

hatte als Wanderprediger zu dieser Zeit nie von Geboten oder Verboten

geredet, sondern von Glauben, Bewunderung der Schöpfung und der Einheit

Gottes. Auf Anfeindungen reagierte er eher tolerant. Als seine Anhänger ihn

fragten, warum er Menschen, die ihn kränken, gut behandle, sagte er:

»Vielleicht werden ihre Nachkommen an Allah glauben.« Zu dieser Zeit nannte

er Juden und Christen Gläubige. Den Polytheisten von Mekka bot er sogar an:

»Euch euern Glauben, und mir meinen Glauben.« Doch mit dieser Haltung war

er erfolglos. Nach dreizehn Jahren war die Zahl seiner Anhänger sehr gering.

Die meisten von ihnen waren Arme und Sklaven.

Dies sollte sich ändern, als Mohamed von Mekka nach Medina zog. Dort

errichtete er eine Gemeinde nach dem Modell der dort seit Generationen

lebenden jüdischen Stämme. War der Islam in Mekka christlich, so wurde er in Medina jüdisch. Dort entdeckte man die Vorzüge des Gesetzes und der

religiösen Rituale. In Medina wurde die erste Moschee des Islam errichtet. Die Juden in Medina lebten nach dem jüdischen Gesetz *Halakhah,* was »der Weg«

bedeutet. Das war die Vorlage für ein Wort, das bis heute die Welt in Atem hält, nämlich *Scharia.* Auch dieses Wort bedeutet ganz zufällig »der Weg«. Wie die Juden fingen die Muslime an zu fasten und wählten Jerusalem als ihre

Gebetsrichtung. Ebenfalls nach jüdischem Vorbild verbot Mohamed seinen

Anhängern den Verzehr von Schweinefleisch und den Geschlechtsverkehr mit

der Ehefrau während der Menstruation. Auch die Bestrafung der Ehebrecher

durch Steinigung im Islam ist auf die jüdische Tradition zurückzuführen. In

Medina entstand eine Ideologie der Reinheit.

Dadurch wollte Mohamed den Juden entgegenkommen, damit sie ihn als

Propheten anerkennen, was seiner Bewegung einen gewaltigen Schub bei der

Islamisierung Arabiens gegeben hätte. Doch die in Medina lebenden jüdischen

Gemeinschaften blieben auf Distanz zu ihm und verbündeten sich sogar, laut der islamischen Historiographie, mit Mohameds Feinden aus Mekka, die ihn

vertrieben hatten. Spätestens da kam es zu einem Paradigmenwechsel.

Zunächst verbot Mohamed seinen Anhängern Alkohol und Wucherei, um zum

einen die Unabhängigkeit der jungen muslimischen Gemeinde zu garantieren

und zum anderen um die Alkohol- und Geldleihe-Geschäfte der Juden zu

beschädigen. Plötzlich wurde die Sprache des Koran Juden gegenüber sehr

polemisch und feindselig. Nachdem sie zunächst »gläubige Leute des Buches«

genannt worden waren, wurden sie nun »Verfälscher des Buches«. Die

Feinseligkeit steigerte sich dermaßen, dass der Koran die Juden Kinder der

Affen und Schweine nannte. Drei Stämme wurden aus Medina verbannt, der

vierte wurde des Hochverrats beschuldigt, auf ein Urteil eines Gefährten

Mohameds hin wurden mehr als sechshundert kampffähige Männer des

Stammes massakriert. Medina war frei von Juden, und die Gebetsrichtung

wurde von Jerusalem nach Mekka verlegt. Damit begann das Unternehmen

»Säuberung Arabiens«. Die Halbinsel sollte von allen Ungläubigen befreit sein, um als Basis für das islamische Reich, das expandieren sollte, zu dienen. Dies war die zweite Saat des Untergangs der islamischen Kultur: der Reinheitswahn.

Mit seinen Anhängern ging Mohamed aber nie wie ein Diktator um. Er

praktizierte mit ihnen das altarabische Prinzip der Schura, der

Stammesberatung. Aber sie fragten ihn zu allen Belangen des Lebens und

erwarteten von ihm Koranpassagen oder ein religiöses Gutachten als Antwort.

Daraus entstanden neue Suren, die sprachlich und inhaltlich ganz anders sind als die Suren von Mekka. In Medina waren die Suren meist konkret, belehrend und

konfliktbetont. Aus den Hadithen (den außerkoranischen Aussagen des

Propheten) ist die größte Gebrauchsanweisung der Geschichte entstanden.

Gebote, Verbote und Empfehlungen, die einen Muslim vierundzwanzig Stunden

täglich und in jeder Lebenssituation begleiten. Das macht es vielen Muslimen bis heute schwer, den Gedanken der Säkularisierung nachzuvollziehen. Im

Gegensatz zu Jesus, der nur wenige Monate als Privatprediger unterwegs war,

währte Mohameds herrscherliche Präsenz dreiundzwanzig Jahre, in denen er

die Funktionen als Gesetzgeber, Richter, Feldherr und noch dazu als Prophet

erfüllte. Jesus musste sich nie um die materiellen Belange einer großen

Gemeinde kümmern, deshalb fiel es ihm nicht schwer zu sagen: »Gib dem

Kaiser, was des Kaisers ist, und gib Gott, was Gottes ist.« Mohamed konnte so etwas nicht sagen, da er Kaiser und Postbote Gottes zugleich war. Die ersten Christen sammelten eine lange Erfahrung als kleine Minderheit, ehe das

Christentum drei Jahrhunderte später Staatsreligion des Römischen Reiches

wurde. Muslime kamen hingegen sehr früh an die Macht und kannten, mit

wenigen Ausnahmen, in ihrer Geschichte die Situation der Minderheit nicht.

Der Islam wurde auf fünf Säulen errichtet: erstens auf einer enthellenisierten Form des Christentums, zweitens auf der jüdischen Gesetzlichkeit, drittens auf den altarabischen Stammesstrukturen, viertens auf dem Koran und fünftens auf dem Dschihad. Vom Christentum und vom Judentum emanzipierte sich Mohamed

schon zu Lebzeiten, von den archaischen Denkstrukturen des alten Arabiens und von der Dschihadideologie des Korans konnte sich seine Gemeinschaft bis heute aber nicht lösen. Die Vision des christlichen Mönchs war gescheitert. Die

Araber ticken eben anders. Das schien Mohamed begriffen zu haben. Die

Verlegung der Gebetsrichtung nach Mekka war auch eine Rückkehr zu einer

alten Vision seines Urgroßvaters, des Gründers des Stammes der Hashemiten.

Mekka lag auf dem Handelsweg zwischen Damaskus und dem Jemen. Im

Zentrum der Stadt lag die Kaaba als pluralistisches religiöses Zentrum

Arabiens. Jeder Stamm durfte seine Gottheit in oder um die Kaaba herum

aufstellen und besuchte sie während der Handelssaison. Auch Christen durften Bilder von Jesus und Maria sogar innerhalb der Kaaba aufhängen. Eine

Toleranz, die der Stadt später fremd wurde. Der Stamm des Propheten hatte

traditionell die Aufgabe, die Pilger zu bewirten, was eine große Ehre darstellte.

Schon vor Mohameds Geburt wollte sein Großvater die zerstrittenen arabischen Stämme einen und ein großarabisches Reich mit der Kaaba als religiösem

Zentrum gründen. Laut dem ägyptischen Historiker Sayyed El-Qimni verbündete

sich der Großvater des Propheten mit den arabischen Stämmen von Medina, die

vor Mohameds Auswanderung Yathrib hießen, aber der Großvater starb, bevor

er sein Vorhaben verwirklichen konnte. Sein Enkel Mohamed sollte von den

frühen Allianzen seines Großvaters in Medina nun profitieren. Nach dem Tod

des Mönchs Waraqa und nach dem Scheitern der Allianz mit den Juden kam es

zu einer Kehrtwende in der Strategie des Propheten. Er kehrte zum

Stammesdenken zurück, wählte die Kaaba als Zentrum und integrierte die

heidnischen Hadsch-Rituale in das monotheistische Denken. Das Prinzip

Blutsverwandtschaft wurde aber durch das Prinzip »Glaube« ergänzt. Mohamed

hatte, was sein Großvater nicht hatte, nämlich ein Buch, das erste arabische Buch überhaupt. Diese Mischung erklärt die rasanten Erfolge des Islam nach

der Rückkehr nach Mekka. Aber Mohamed war ein anderer, als er seine

Heimatstadt zurückeroberte. Er sagte den Mekkanern nicht wie früher: »Euch

euern Glauben, und mir meinen Glauben«, sondern zerstörte alle ihrer

Gottheiten, die um die Kaaba standen, und so pflanzte er die Saat der Intoleranz in das Herz des Islam, eine Krankheit, die diese Religion nie losgeworden ist.

Ein multireligiöses Zentrum wurde monokulturell: Dies war auch der Anfang

vom Ende dieser Kultur. Denn er hatte zwar die Steine um die Kaaba

zertrümmert, die Götzenbilder im Kopf der Araber konnte er allerdings nie zerstören.

Aus dem sensiblen, philosophierenden Einsiedler in einer Höhle in Mekka war ein mächtiger Stammesführer geworden, der alle Widersprüche eines orientalischen Mannes verkörperte und das Gottesbild des Islam prägte. Ein erhabener, unberechenbarer und wütender, zugleich aber auch gütiger und barmherziger Gott. Ein Gott, der immer diktiert und nie verhandelt, sich aber bald von seiner großzügigen Seite zeigt. Er bestraft Abtrünnige mit Höllenqualen, richtet über Leben und Tod, darf aber selber nicht in Frage gestellt werden. Ein machtbesessener, eifersüchtiger Gott, der keine Götter neben sich duldet und für seine Macht über Leichen geht. Wenn man sich die Herrscher in der islamischen Welt heute anschaut, entdeckt man erstaunliche Parallelen. Alle beziehen sich auf den Allmächtigen und lassen ihre Macht durch ihn segnen. Alle erwarten wie er absolute Loyalität und vernichten jeden, der ihre Macht in Frage stellt.

Ein Vergleich zwischen der Hiobsgeschichte im Koran und der Bibel zeigt auch die unterschiedlichen Gottesbilder. Während der biblische Hiob mit Gott über sein Schicksal hadert und sogar Gott als Tyrannen bezeichnet, der über das Ganze herrscht, erduldet er im Koran ein Unheil nach dem anderen, weil er auf Gott und seine Gnade vertraut. Für seine Geduld und Demut wird er am

Ende mit der Heilung belohnt. Überhaupt ist die Tradition des Haderns mit Gott im Mainstream-Islam sehr verpönt: »Ihr, die ihr glaubt, stellt keine Fragen, dessen Antworten euch kränken würden, solltet ihr sie bekommen«, steht im

Koran. Im Gegensatz zu den griechischen und nördlichen Mythologien, wo

Titanen das Feuer von den Göttern stehlen, um sich zu verwirklichen, oder

Giganten gegen sie kämpfen und ihnen ihre Macht streitig machen, darf es im

Islam zu dieser Auseinandersetzung nicht kommen. In den Tempeln Japans

werden die Götter von den Menschen durch eine Glocke erweckt. Ohne

Menschen gäbe es keine Götter. Hier geht die Initiative nicht von den Göttern aus, wie es bei den monotheistischen Religionen der Fall ist, sondern der

Mensch sucht den Weg zu ihnen und bestimmt, wann sich diese Wege wieder

trennen. Wenn der Japaner den Tempel verlässt, verfolgen ihn diese Götter

nicht mit Geboten und Verboten. Der Mensch bringt die Götter zum Leben,

nicht umgekehrt.

Der germanische Gott Odin hat nur ein Auge und ist ständig auf der Suche

nach Wissen. Er opfert sich für die Menschen, nicht umgekehrt, und hängt sich, vom eigenen Speer verwundet, neun Tage und Nächte an den Lebensbaum

Yaggdrasil, um Wissen zu erlangen. Allah dagegen ist nicht von dieser Welt, ist weise und allwissend und sieht alles, und selbst wenn der Mensch ein schweres Schicksal erleidet, dann hat das einen Sinn. Er wird als der Hersteller des

Menschen gesehen, der weiß, wie er funktioniert, deshalb ist er auch der

Einzige, der ihm Handlungsanweisungen vorschreiben kann.

Mohamed starb und hinterließ den Muslimen den Koran und Zigtausende

Hadithe, die Anweisungen für alle Lebensbereiche enthielten, sogar darüber,

wie ein Muslim sich gottgefällig auf der Toilette benehmen sollte. Doch was er vergessen hatte, war, ihnen mitzuteilen, wer die Herrschaft nach ihm

übernehmen solle und welche Legitimation er für die Macht benötige. Dies

führte wenige Jahre nach seinem Tod zu einer heftigen Auseinandersetzung und zu Bürgerkriegen unter Muslimen, die mit der Spaltung der Gemeinde in Schia

und Sunna endete.

Unter dem traumatischen Eindruck dieser Spaltung ist der sunnitische Islam

paranoid geworden und entwickelte eine herrscherfreundliche Ideologie, um

Bürgerkriege in der Zukunft zu vermeiden. Diese Ideologie ging so weit, es als Pflicht jedes Muslims vorzuschreiben, dem Herrscher gehorsam zu sein, egal ob er unmoralisch oder ungerecht ist. Langsam entwickelte sich das Konzept von

hakimiyyatu- llah oder der »Herrschaft Gottes«. Die Idee war nicht nur, dass Gott der Einzige ist, der dem Herrscher die Macht verleihen oder entziehen

kann, sondern dass er durch den Herrscher auf Erden regiert. Somit wäre der

Monarch der Schatten Gottes auf Erden und der Vollstrecker seines Willens;

eine Idee, die den vorislamischen Persern und Ägyptern, die nun zum Islam

konvertiert waren, auch bekannt war. Dies mündete bei den Schiiten ins

Konzept des Imams und bei den Sunniten zu der Idee des Herrschers von Gottes Gnaden. Beide unterscheiden sich nur marginal. Und so herrschte vor allem

unter den Sunniten der Konsens, eine Revolte gegen den Machthaber ist auch

eine Revolte gegen Gott, denn sie öffne den Weg zu Spaltung und Verwirrung

der *Umma,* der religiösen Gemeinschaft aller Muslime. Die Vorlage dafür liefert der Koran in zwei Passagen: Die eine sagt: »Seid Gott, seinem Propheten und

den Befehlshabern unter euch gehorsam«, die andere warnt: »Verwirrung ist

schlimmer als Mord.« Das Wort für Verwirrung im Arabischen, *fitna,* ist das gleiche Wort für Spaltung und Verführung durch eine Frau. Dazu später mehr.

Ein Herrscher darf aber durch einen neuen Herrscher ersetzt werden, nicht

aber durch eine Massenerhebung. Bald einigten sich die sunnitischen Gelehrten darauf, dass ein Herrscher die Macht durch Konsens der *Ulama'a,* also der Gelehrten, durch Erbe oder durch Gewalt erobern kann. Die Herrscher sollten

das unter sich ausmachen, und die Untertanen haben sich dem neuen

Machthaber zu unterwerfen. Das erklärt, warum es fast nie zu einer

Massenerhebung in der islamischen Welt kam, abgesehen von wenigen

sporadischen Revolten, die sich gegen Steuererhöhungen oder

Lebensmittelknappheit richteten. Immer wurden muslimische Herrscher, egal

auf welchem Wege sie an die Macht gekommen waren, von den religiösen

Anführern gestützt.

Bis heute ist ein Bestandteil der Freitagspredigt in jedem islamischen Land

ein Gebet für den Herrscher, möge Gott ihm zur Seite stehen. Auch Napoleon

erkannte dies und verbündete sich mit einigen Gelehrten der Al-Azhar-Moschee, um den Aufstand der Ägypter zu unterbinden. Diese sagten, Napoleon sei ein

Befehlshaber, dem man laut Koran gehorsam sein sollte, und es hat funktioniert.

Die Umdeutung der religiösen Texte zugunsten der Machthaber hat eine lange

Tradition in der islamischen Welt. Auch in der modernen Zeit braucht jeder

Herrscher, egal wie säkular er sich gibt, die Marionettengelehrten, die alles, was der Herrscher will, als islamisch, praktisch und gut bezeichnen. So

erklärten die Gelehrten in den Zeiten Nassers, der marxistisch-sozialistisch ausgerichtet war, den Islam zur Religion der sozialen Gerechtigkeit und des

Kampfes gegen Ausbeutung und Mohamed, also lange vor Marx, quasi als den

Begründer des Sozialismus. Als Sadat das Land Richtung Westen öffnen und die Wirtschaft liberalisieren wollte, war der Islam plötzlich die Religion der Freiheit des Besitzes. Gewinnmaximierung wurde auch als islamisch bezeichnet, war der Prophet selber doch ein erfolgreicher Händler gewesen. Eine *Fatwa* (ein religiöses Gutachten und *nicht* ein Mordurteil, wie viele sie

übersetzen), welche die Bankzinsen für islamkonform erklärte, wurde von Al-Azhar sogar

ausgestellt, obwohl Zinsen unmissverständlich im Koran verboten sind. In Zeiten des Krieges mit Israel war der Islam die Religion des Dschihad, und die Juden waren die ewigen Feinde Allahs. Als Sadat sich mit dem ungeliebten Nachbarn

versöhnen wollte, war der Islam die Religion des Friedens und der Vergebung.

Nur im schiitischen Iran kam es alleine innerhalb der letzten dreißig Jahre

zweimal zur Massenerhebung; einmal schaffte es die religiöse

Studentenbewegung, den Schah zu entmachten und den Imam Khomeini an die

Macht zu bringen, und ein weiteres Mal gingen die Massen auf die Straße, um

die Macht Ahmadineschads in Teheran zu stürzen. Das liegt daran, wie bereits angedeutet, dass der Schia-Islam selbst als eine Revolution geboren wurde und seit seiner Entstehung keine theologischen Bedenken gegen den Widerstand

hatte. Im Iran gibt es auch eine sichtbare religiöse Macht, die der Klerus der Mullahs verkörpert, während es im sunnitischen Islam keine zentrale Macht

gibt, die alle Entscheidungen in der Hand hätte.

Die oft gepriesene Vielfalt des Islam ist auch oft Teil des Problems und nicht Teil der Lösung. Die Anpassungsfähigkeit der Theologie macht den Islam

gleichzeitig zur Religion des Dschihad und des Friedens, des Verlangens nach Wissen und der Hexenverbrennung. Das macht ihn nicht greif- oder angreifbar.

»Es ist eine Frage der Auslegung«, lautet die Fluchtformel, wenn man den Islam für die heutige Misere verantwortlich machen will. Es mag auch daran liegen, dass viele Iraner immer noch eine Distanz zum Islam haben, da sie die

Verbindung zur vorislamischen persischen Kultur bewahren. Das drückt sich in den vielen persischen Vornamen aus, die gar nicht islamisch sind.

Im kollektiven Gedächtnis der Iraner und in der Poesie scheint Altpersien

immer noch zu leben. In den sunnitischen Staaten dagegen schaffte es der Islam, die vorislamische Periode als Zeit der *Dschahiliya,* der Dunkelheit und Unwissenheit, hinter sich zu lassen. Nach ihrer Konvertierung zum Islam

übernahmen die Perser zwar die arabische Schrift, behielten aber die eigene

Sprache, was ihnen sowohl einen Zugang zur eigenen Geschichte als auch zum

Arabischen als Sprache der Wissenschaft im Mittelalter verschaffte. Die ersten Werke, die die Perser schrieben, nachdem sie den Islam angenommen hatten,

waren Zarathustra-Schriften und das epische Buch *Shahnama,* das die

Geschichte alter persischer Könige festhält. Die kulturelle Eigenständigkeit der Perser schützte sie vor einer Vereinnahmung durch die arabische Sippenkultur und garantierte eine historische Kontinuität, die im Nahen Osten und vielleicht sogar weltweit einmalig ist. Die Iraner haben ebenfalls eine starke Bindung an die islamische Mystik, die einzige Richtung, die das Hadern mit Gott zulässt.

Andererseits deuten die Mystiker die Dinge der Welt so lange um, bis sie

wiederum bei Gott angekommen sind, wie der Iranist Bert Fragner hervorhebt.

Mystische Dichter wie Rumi und Hafez genießen im Iran fast die gleiche

Stellung wie Mohamed. Hier sollte allerdings betont werden, dass auch die

Mystik eine Art Opium für das Volk sein kann, da sie einen Rückzugsraum für

passive Menschen bieten kann, die vor der Realität fliehen wollen.

Ein wesentlicher gesellschaftlicher Unterschied zwischen dem Iran und den

meisten anderen islamischen Staaten liegt darin, dass im heutigen Iran die

Bildung von Frauen fortgeschrittener ist. Eine zivile Gesellschaft und ein

ausgeprägtes Öffentlichkeitsbewusstsein unter den Iranern sieht Bert Fragner als gute Voraussetzung für eine Modernisierung. Auch die Rolle der Literatur und der Philosophie in der iranischen Gesellschaft ist nicht zu übersehen. Diese schafft eine Parallelsprache zur Sprache der Autorität und setzt die Theologie unter Druck, um mitzuziehen. Katajun Amirpur schreibt im »Spiegel«-

Geschichtsheft über Persien, dass sich die Bücher von Jürgen Habermas und

Hannah Arendt über »Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft« in Teheran

anders lesen als sonst auf der Welt. Als Habermas den Iran im Jahr 2002

besuchte, wurde er wie ein Filmstar empfangen. Kein Wunder, dass die

Theologie in Iran viel weiter ist als in den sunnitischen Staaten. Im Jahr 2004

traf ich bei einer Konferenz in Heidelberg den iranischen Theologen Abdulkarim Soroush, der zwischen der Religion einerseits und dem Verständnis von Religion andererseits unterscheidet. Das Wissen über Religion ist laut Soroush nicht

heilig und ist deshalb wie jedes weltliche Wissen nicht nur kritisier-, sondern auch austauschbar. Nur in einer Demokratie gibt es echte Religiosität, denn

Glauben ohne Freiheit ist kein Glauben, so Soroush. Bemerkenswert ist, dass

Soroush einer der Vordenker der iranischen Revolution von 1979 war. Heute

geht er einen völlig anderen Weg als das Mullah-Regime in Teheran. Sicher gibt es auch viele Theologen im Iran, die nicht nur buchstabentreu sind, sondern

auch merkwürdige Gutachten geben, wie etwa ein gewisser Kassem Sidighi, der

die Sünden unmoralischer Frauen für Erdbeben verantwortlich machte. Wie

dem auch sei, in beiden Fällen bleibt die schiitische Theologie in den

sunnitischen Staaten nicht akzeptiert, werden die Schiiten, die nur zehn Prozent aller Muslime ausmachen, in den Augen der Sunniten als Abtrünnige oder

zumindest als nicht genuin islamisch angesehen.

Eine wichtige Rolle für den Unterschied zwischen schiitischer und

sunnitischer Realität spielen auch die Exiliraner in Europa und den USA. Im

Gegensatz zu den Sunniten sind sie im Westen nicht mit der Größe einer

Moschee oder dem Erektionswinkel eines Minaretts beschäftigt und verstecken

sich nicht hinter der Mauer der importierten Identität, sondern unterstützen die Demonstranten in ihrem Land sowohl finanziell als auch medial.

Gleichzeitig

schaffen sie es, dass das Thema Iran immer im Bewusstsein der westlichen

Medien bleibt. Allein das Interesse des Westens an einem Regimesturz in

Teheran macht vielen Iranern Hoffnung, dass zumindest von außen der Prozess

der Veränderung nicht gebremst wird, zumindest nicht vom Westen. Die

westlichen Mächte schmiedeten im Rahmen des Krieges gegen den Terror aber

enge Allianzen mit den Diktatoren in den sunnitischen Staaten. Die Despoten im Nahen Osten flüsterten ihren Verbündeten ein, eine Alternative zu ihnen gebe es nicht, außer den Islamisten, dem Gespenst, das keiner im Westen haben will.

Dass es auch viele säkulare oppositionelle Stimmen gibt, die von den Regimen brutaler unterdrückt werden als die Islamisten, verschweigt man tunlichst. Im Gegenteil, es sind immer mehr Annäherungen zwischen Despoten und

Gotteskriegern beobachtbar, sind beide doch der Demokratie gegenüber

gleichermaßen unversöhnlich. Es kommt zu einer stillschweigenden Teilung: Die Machthaber haben die Kontrolle über die Ressourcen, die Islamisten über die

Köpfe der Menschen; eine Allianz, die in Saudi-Arabien vor mehr als

zweihundert Jahren begann und nun immer mehr zur Realität in den meisten

Staaten der Region wird.

Auch im Iran ist man heute hinsichtlich des Gottesstaates als Utopie eher

desillusioniert. Die islamische Revolution konnte ihr Versprechen von Milch und Honig nicht einlösen, und auch der lebendige Imam kann keine

Wirtschaftswunder vollbringen. Sie sahen, dass die Idee der Freiheit, mit der die Revolution an die Macht kam, sich als eine brutale Diktatur entpuppte. In den meisten sunnitischen islamischen Staaten, in denen der Gottesstaat noch

nicht verwirklicht wurde, wie in Ägypten, Marokko und Jordanien, argumentiert man, dass wir Muslime alle möglichen Modelle aus dem Westen und Osten von

Nationalismus über Marxismus bis hin zum Kapitalismus ausprobiert haben.

Diese Systeme haben keine Früchte in der islamischen Welt getragen, weil sie aus einer fremden Erde entrissen und bei uns eingepflanzt wurden, denn sie

entsprachen unseren klimatischen Bedingungen nicht. Deshalb bleibt das

Projekt »Medina Reloaded« wie so oft die letzte Rettung, nämlich die Rückkehr zum ersten Staatsmodell in der Zeit des Propheten. Und so bleibt die Revolution aus, oder sie mündet in ein menschenverachtendes System namens Scharia.

Kultureller Inzest

oder: Eine Freistadt ohne

Freiheit!

Eine unfreiwillige Erfahrung mit einer geschlossenen Gesellschaft mitten in

Europa verdeutlichte mir das Dilemma der islamischen Welt. Nein, es war keine Emigrantenenklave in Berlin oder Paris, sondern eine europäische

Parallelgesellschaft namens »Freistadt Christiania« in Kopenhagen. Ich war im Sommer 2009 in der dänischen Hauptstadt, da meine Frau, die

Halbdänin ist,

dort an der Universität arbeitete. Mich besuchte dort der Journalist Henryk M.

Broder, um mich für den »Spiegel« über mein letztes Buch zu interviewen. Das Interview dauerte mehrere Tage. Während einer Pause gingen wir in der

Hafenstadt spazieren und landeten einmal bei Christiania; einer »befreiten«

Zone, die 1971 von Hippies auf dem Boden eines ehemaligen Militärgeländes im Stadtteil Christianhavn besetzt wurde. Seitdem ist die Enklave eine Art Oase für linke Aussteiger, die zum neoliberalen Kapitalismus und Konsumterror der

westlichen Gesellschaften eine Alternative anbieten wollten. Dort leben heute zwischen sieben- und elfhundert Menschen, die Christiania als unabhängige

Stadt mit eigener Gesetzordnung, Flagge und sogar Währung sehen.

Meine Frau ist zwar in Kopenhagen geboren, war aber noch nie in Christiania

und wusste wenig über diesen Teil der Stadt. Sie sagte nur, dass viele Dänen die Kolonie als Kult betrachten, viele wiederum dieses Stadtviertel meiden und

dafür plädieren, es abzuschaffen. Wir kamen durch den Haupteingang nach

Christiania hinein, und gelangten direkt zu der berüchtigten »Pusher Street«, dem Herzstück der Kolonie. Überall hingen Schilder, die das Fotografieren

verbieten. In der »Freistadt«, die sich selbst als die letzte existierende Oase der wirklichen Freiheit und Gerechtigkeit sieht, ist sonst nichts verboten, außer Hunde an der Leine zu ziehen oder schnell in der Pusher Street zu

laufen, und das hat seine Gründe. Denn in der Pusher Street befindet sich Dänemarks

größter Drogenmarkt auf offener Straße, ein Millionengeschäft. Aber nur

weiche Drogen wie Haschisch und Marihuana sind dort im Angebot, betonen die

Christianiten immer wieder gerne.

Wer dabei erwischt wird, harte Drogen zu verkaufen oder zu konsumieren,

wird aus der Stadt verbannt, erzählte mir später eine Lehrerin namens Benta, die seit 1984 in Christiania wohnt. Von ihr habe ich auch erfahren, dass die dänische Polizei sich in Christiania nicht einmischen darf. Benta erzählte, dass die Kolonie basisdemokratisch regiert wird. Wenn Konflikte auftauchen, treffen sich alle erwachsenen Männer und Frauen und beraten darüber, bis

ausnahmslos alle eine gemeinsame Entscheidung treffen. Ein Verfahren, das

Wochen und Monate dauern kann. Bewohnern, denen schwere Vergehen

nachzuweisen sind, werden entweder für immer oder für eine bestimmte Zeit

aus der Stadt verbannt. Einen persönlichen Besitz gibt es angeblich in

Christiania nicht, Gehälter auch nicht. Alle arbeiten in eine Gemeinschaftskasse, die unter allen Bewohnern gerecht verteilt würde. Auf meine Frage, ob das auch für die Drogendealer in der Pusher Street gelte, schluckte Benta und gab mir keine klare Antwort. Ganz offensichtlich wird die Mehrzahl der Bewohner, die arbeitslos ist, von den Dealern mit Naturalien für ihr Schweigen bezahlt. Von Freiheit habe ich in Christiania nichts gespürt. Die benebelten skeptischen

Blicke der Christianiten, die sich auf jeden Fremden richten, der die Kolonie betritt, und die Verbotsschilder vermittelten mir eher die Atmosphäre eines Big-Brother-Containers im Drogenrausch. Broder ist ein

Vollblutjournalist und roch, seitdem wir die Stadt betraten, die Möglichkeit einer spannenden Reportage. Er ließ sich von Verbotsschildern nicht beeindrucken und fing an, zu knipsen.

Mehrmals wurde er von Passanten oder Wächtern, die auf kleinen

Aussichtstürmen an der Kreuzung zur Pusher Street Stellung nahmen, gewarnt,

dass das Fotografieren für ihn böse enden könnte. Aber irgendwie nahm er

diese Warnung nicht ernst, kam sie doch von vollkommen betrunkenen

Christianiten. Dies war sein größter Fehler und dafür musste er zahlen.

Plötzlich tauchte ein großer muskulöser junger Dealer auf und bat ihn zunächst freundlich, ihm die Bilder zu zeigen, die er gerade schoss. Broder weigerte sich und versteckte die Kamera hinter seinem Rücken. Somit bestätigte sich der

Verdacht des Dealers, er habe ihn beim Dealen fotografiert. Er zerrte an

Broder und versuchte, ihm die Kamera gewaltsam wegzunehmen. »Du Idiot, gib

ihm doch die Kamera, oder willst du sterben?«, riefen einige Christianiten, die zunächst unbeteiligt schienen. Als sich Broders Aufstand fortsetzte, eilten dem Dealer mehrere junge Männer zu Hilfe und warfen Broder zu Boden. Meine

Frau und ich versuchten, ihn aus ihren Händen zu befreien, was uns nicht

gelang. Hartnäckig und verbissen verteidigte der am Boden liegende Broder

seine Kamera, die er in seiner Hosentasche versteckte, und gnadenlos schlugen die Dealer auf ihn ein. Ich sah vor mir einen erbitterten Kampf zwischen zwei radikalen Auffassungen von Freiheit, den Broder bravourös verlor. Am Ende

blieb den jungen Dealern nichts anderes übrig, als ihm die Hose aufzureißen, um ihm die Kamera wegzunehmen. Ohne sich die Bilder anzuschauen, warf einer

von ihnen sie sofort in eine brennende Mülltonne. Broders Kampfgeist schien

jedoch noch nicht gebrochen zu sein. Er stand auf, rannte zur Mülltonne und

versuchte, seine Kastanie aus dem Feuer zu holen. Vergeblich, denn sie

schmorte bereits.

Man könnte sagen, dass er sich die Finger an der Freiheit verbrannt hatte.

Mit verletzter Hand und aufgerissener Hose verließ er mit uns die »Freistadt«, gefolgt von aggressiven Rufen: »Idiot!« Er ging mit uns zur ersten Polizeistation, die vier Kilometer außerhalb von Christiania lag, und bat den Beamten, mit ihm in die Freistadt zu gehen, um diejenigen zu identifizieren, die ihn angegriffen und seine Kamera gestohlen hatten. Die Beamten gaben ihm zu verstehen, dass

dies nicht ginge, weil sie fünfzig bewaffnete Männer brauchen, um in Christiania zu bestehen, und das täten sie nur, wenn es sich um Mordfälle handele. Oft kam es zu Bombenexplosionen in den Cafés von Christiania, und oft wurden

Menschen auf offener Straße dort erschossen. Revierkämpfe und Erpressungen

hätten den Staat zum Handeln gedrängt, aber viel war dabei nicht

herausgekommen. Vor einigen Jahren versuchten die Sicherheitskräfte, mit

einem großen Polizeiaufgebot nach einer Gerichtsentscheidung die Kolonie

aufzulösen, doch sie scheiterten am Widerstand der randalierenden

Christianiten. Nicht einmal in Zivil können vereinzelte Beamte heute dorthin gehen, denn die Dealer haben Fotos von allen Polizeibeamten von Kopenhagen

aufgehängt, so dass sie sofort erkannt werden. Wir verließen die Polizeistation ohne Erfolg. Plötzlich blieb Broder stehen und sagte lächelnd: »Lasst uns Eis essen gehen!« Meine Frau fragte ihn: »Geht es Ihnen gut?« – »Ja, mir geht es prima, ich hatte schon meine Übungen heute Nachmittag, und jetzt fühle ich

mich fit!«

Lange beschäftigte mich dieser Zwischenfall, und ich fragte mich, warum eine Gemeinde, die im Namen der Gerechtigkeit und Freiheit entstand, sich so

verkrampft und paranoid verhält. Die einzige Antwort, die mir einfiel, war, dass Isolation und das Gefühl der moralischen Überlegenheit gegenüber der

Außenwelt zu einer Art Kulturinzest führen. Je mehr sich Einflüsse von außen vermehren; je mehr fremde Blicke sich auf das Reservat richten, desto

unsicherer werden die Idealisten im Inneren; desto stärker werden der

künstliche Zusammenhalt und die Solidarität unter den Mitgliedern der

Schicksalsgemeinschaft zum Ausdruck kommen. Heute leben die meisten

Christianiten auf Kosten des neoliberalen, kapitalistischen Staates, den sie abschaffen wollen. Elektrizität, Internet und alle Annehmlichkeiten der

modernen Gesellschaft sind längst Bestandteil der unabhängigen Utopie. Aus

den Aussteigern sind keine Weltveränderer geworden, sondern willenlose, dem

Drogenrausch ausgelieferte Individuen, die ums nackte Überleben kämpfen. Aus der Vorhut der Weltrevolution sind nur noch unfreiwillige Spitzel der

Drogendealer geworden.

Genau in diesem Dilemma stecken viele Teile der islamischen Welt. Von der

einst aufstrebenden neugierigen Kultur, die damals als eine soziale Revolution entstand und die Welt verändern wollte, sind heute nur noch paranoide

Inzestkinder geblieben, die das innere Prinzip der damaligen Gemeinde verloren haben und sich nur noch mit Selbsterhalt beschäftigen. Im Rausch des

uneinsichtigen Glaubens und der ungerechtfertigten Selbstverherrlichung bieten sie keine Alternative zur Außenwelt, sondern fallen ihr zur Last. Auf jeden

Versuch, die veralteten Strukturen aufzulösen, wird mit Gewalt und

Verkrampfung reagiert. Der Widerstand ist zum Selbstzweck geworden, weil

die Kreativität und die Energie für nichts anderes ausreichen.

Der Beginn des Zerfalls einer Gemeinschaft liegt in der Gründungsidee und in den Grenzen, die sie zu der Außenwelt zieht. Auch ihre Definition und Re-Definition des Auftrags, den sie für die Welt erfüllt, ist maßgebend. Isolation führt zu strengen Kodexen, die in Autoaggressionen münden. Eine Kultur frisst sich von innen auf, bevor sie die Gewalt nach außen trägt. Uneinsichtig besteht sie auf der Güte des selbsterteilten Auftrags und marschiert unbelehrbar zum eigenen Grab. Auf ihrem Weg dorthin reißt sie jedoch viele »Unbeteiligte« mit.

Ich wollte eine zweite Meinung über Christiania einholen und traf mit meiner Frau die Lehrerin Benta, die allerdings sehr apologetisch war und

alles

Negative über Christiania als Verschwörung der neoliberalen Medien abtat. Sie versuchte, uns die Enklave als Paradies der Solidarität und des friedlichen

Zusammenlebens zu verkaufen. Von den Drogenproblemen und der Gewalt in

der Kolonie wollte sie nichts wissen. Sie erinnerte mich an meine ersten Monate in Deutschland, als ich versucht habe, die islamische Kultur als tadellos zu beschreiben und hartnäckig alle Schwachstellen, die ich ganz genau kannte,

auszublenden. Die Unsicherheit, die die Begegnung mit Deutschland in mir

damals auslöste, veranlasste mich, meine Kultur auf das schöne Wetter, das

gute Essen und die freundlichen Menschen zu reduzieren. Das war nichts außer einer Umkehrung der Eigenschaften, die ich bei den Deutschen vermutete oder

wahrzunehmen dachte.

Viel nüchterner waren die Einschätzungen von Karsten über Christiania. Der

gebürtige Hamburger lebt in der »Freistadt« seit 1979, baute dort sein eigenes Haus direkt am Wasser und ist heute für die Baukommission in Christiania

verantwortlich. Er leitet auch das örtliche Einkaufszentrum. Dort sollten wir uns treffen. Karsten konnten wir durch das Internet kontaktieren und mit ihm einen Termin vereinbaren. Nach Christiania kamen wir durch den anderen

Eingang, um die Pusher Street zu umgehen. Wir nahmen die Fähre und kamen

über die Uferseite in die Kolonie. Diesmal sah alles idyllisch und friedlich aus.

Ökologisch gebaute Häuser, menschenleere Straßen und freilaufende Hunde.

Ich kam mir vor wie in meinem Dorf in Ägypten vor dreißig Jahren. Das

Einkaufszentrum entpuppte sich allerdings als ein kleiner Kiosk, den man von außen kaum erkennen kann. Skeptisch waren die Blicke des deutschen

Aussteigers Karsten sowie die Blicke seiner Kunden auf uns, als wir den Laden betraten. Und dennoch dauerte es nicht lange, bis er uns zu sich nach Hause

einlud, großzügig bekochte und sogar Marihuana aus dem Hausanbau anbot. Er

erzählte uns, das Hauptproblem der Einwohner von Christiania sei, dass viele von ihnen in der Vergangenheit lebten und nicht verstehen wollten, dass Zeiten sich ändern. Er kämpfe dafür, die Stadt für Touristen zu öffnen und jedem

Besucher eine Christiania-Münze im Wert von fünfzig Kronen (umgerechnet

acht Euro) als Eintritt zu verkaufen, womit man in Christiania gefertigte

Produkte kaufen könnte. Mit dieser Idee stößt er auf Widerstand, denn dies

würde Kapitalismus bedeuten. Touristen würden sowieso jetzt schon kommen,

aber man profitiert nicht von ihnen. Auf meine Frage, warum sie das

Normalisierungsangebot der dänischen Regierung ablehnen, sagte er:

»Normalisierung für die neoliberale Regierung bedeutet, uns zu kontrollieren und die vierunddreißig Hektar, die Christiania ausmachen, ans

monetäre System anzuschließen. Und das würden wir nie zulassen.« Trotz messianischer Sprache überschätzt Karsten die Rolle seiner Gemeinschaft nicht. »Wir sind nur ein

soziales Experiment, eine Idee, die die Menschen da draußen zum Nachdenken

über ihre Art zu leben bringen könnte.« Den Grund dafür, warum die Enklave so lange Bestand hatte und warum sie angefeindet wird, sieht Karsten darin, dass die einen Dänen die Christianiten nicht als ihre Nachbarn in der Stadt haben wollen und sie deshalb unterstützen, damit sie im »Zoo« bleiben, und die

anderen beneideten sie, weil sie stressfrei in Kopenhagens schönster Ecke

lebten, und wollten deshalb die Stadt auflösen.

Als ich ihn auf die Pusher Street ansprach, war er offen. Er sei selbst früher Dealer gewesen, aber hatte aufgehört, weil er nicht durch eine Kugel sterben wollte. Auf die Frage, warum eine »Freistadt« das Fotografieren verbietet,

sagte er: »Wir werden von außen gedrängt, uns so zu verhalten. Wir wollen in Ruhe gelassen werden, aber solche Fotos kann die Polizei gegen uns benützen.«

– »Aber auch Henryk Broder hat von seiner Freiheit Gebrauch gemacht, als er

in der Pusher Street fotografierte. Warum hat man ihn verprügelt?«, fragte ich.

»Ach ja, dieser Idiot vom ›Spiegel‹? Selber schuld, Freiheit bedeutet doch nicht, Tennis auf der Autobahn zu spielen! Außerdem, selbst wenn du einen Busch in

Afrika fotografieren willst und jemand dort dir ›Nein‹ sagt, musst du es

akzeptieren!«, sagte er lachend. Auf die Frage, warum die Christianiten auf

Blicke der Fremden misstrauisch reagieren, sagte er: »Die Besucher starren auf uns Affen und wissen nicht, dass auch die Affen auf sie starren!«

Trotz seiner Nüchternheit ist Karsten vom Konzept seiner Gemeinschaft sehr

überzeugt und wünscht sich, dass ganz Dänemark wie Christiania würde. Die

Welt würde friedlicher und sauberer sein. Diese Pax Christiania erinnert mich an das frühere islamische Verständnis vom Frieden. Damals unterteilte man die Welt in ein Haus des Krieges und in ein Haus des Islam. Frieden konnte nur

herrschen, wenn die Islamisierung Einzug fand.

Doch in einem zentralen Punkt unterscheidet sich Christiania von der

islamischen Idee, nämlich im Umgang mit der neuen Generation. Als ich Karsten fragte, ob er Kinder habe und ob sie auch in Christiania leben würden, teilte er mir mit, dass er eine Tochter habe, die aber außerhalb Christianias lebe. Sie sei ausgezogen aus dem gleichen Grund, der ihren Vater damals zum Einzug

bewegt habe: Sie wollte nicht wie ihre Eltern leben. Aber sie ist trotzdem

Christianitin im Herzen, wie viele Dänen, sie kommt und bringt frischen Wind und geht bald wieder, sagte er abschließend und blickte zufrieden, als habe er den Sinn dieser Enklave gerade neu erfunden.

Und an dieser Stelle sehe ich das größte Defizit des Islam, nämlich seine

Haltung zur Individualität und persönlichen Entfaltung. Das Beharren auf

Normen und Lebensformen, die im 21. Jahrhundert nicht mehr zeitgemäß sind,

macht es vielen Muslimen schwer, sich als eine Minderheit in einer säkularen Gesellschaft einzugliedern. Dass jeder tun und lassen kann, was

er möchte,

bedroht aus islamischer Sicht die Gemeinschaft. Gerade die Geschlechter-

Apartheid und die Entmündigung der Frau halte ich für die größte Sünde. Nun

baut aber die moderne Zivilisation gerade darauf, dass das Glück des Einzelnen die Voraussetzung dafür ist, dass die Gemeinschaft funktioniert. Das nur als Gefahr zu sehen fördert die Abschottung. Dass das selbstbestimmte Leben der

Kinder, vor allem der Töchter, nicht als Chance, sondern als Bedrohung gesehen wird, beraubt die Gesellschaft ungeheurer Ressourcen, die sie in dieser

schweren Zeit dringend braucht. Dass die Fenster des Hauses nicht als

Öffnungen gesehen werden, durch die frischer Wind hineinkommen könnte,

sondern als die Schwachstelle, durch die die eigenen Kinder fliehen und die

Eindringlinge sich hineinschleichen könnten, hemmt jede Form von Fortschritt.

So bleibt die Außenwelt eine Welt des Feindes, und jede Geste, die aus ihr

kommt, wird als feindselig interpretiert. Hier darf ohne Wenn und Aber jenseits der philosophischen Formel behauptet werden, dass die europäische Zivilisation deutlich freier ist als die muslimische. Auch wenn das System in Europa die

Individuen vereinnahmt, bietet es ihnen immerhin die Rahmenbedingungen der

persönlichen Entwicklung und räumt ihnen die Möglichkeit ein, dieses System

jederzeit verlassen zu können.

Käfighaltung

oder: Eine Frau aus Ägypten

Über die Schweiz liest man seit dem Minarettverbot wenig Positives in der

arabischen Presse. Umso erstaunter las ich am 10. März 2010 ausgerechnet in

einer saudischen Tageszeitung namens »al-watan« einen Artikel des

fortschrittlichen Autors Turki Al-Dekhil über Tierschutz im Alpenland. Darin berichtete er von einem Zürcher Rechtsanwalt namens Anton, der es zu seiner

Aufgabe mache, Tiere vor Gericht zu vertreten. »Die Kernidee der

Gerechtigkeit ist es, diejenigen, die sich nicht wehren können, zu verteidigen«, zitierte der saudische Kolumnist den Schweizer Anwalt. Der ganze Artikel war ein Plädoyer für die Einhaltung der Menschenrechte und eine Hommage an ein

Land, das nach der Volksabstimmung gegen die Minarette für viele Muslime für alles, nur nicht für Menschenrechte steht.

Die zahlreichen Kommentare auf der Webseite der Zeitung zu diesem Artikel

waren zum Teil sehr heiter. Bei einem Kommentar fing ich sogar laut zu lachen an, aber bald blieb mir das Lachen im Halse stecken. Der Kommentar stammte

von einer Frau und lautete: »Ich wünschte, ich wäre eine Kuh in der Schweiz!«

Der Wunsch, in eine Kuh verwandelt zu werden, mag verständlich sein, wenn

man die Lebenssituation der Frauen in Saudi-Arabien genauer betrachtet. Denn sie sind nicht nur in der Bildung benachteiligt und ihre Bewegungsfreiheit ist stark eingeschränkt, sondern sie sind auch allzu oft massiver Gewalt zu Hause ausgesetzt. Laut einer innersaudischen Studie sind dreiundneunzig Prozent aller Frauen im arabischen Königreich Opfer familiärer Gewalt. Es ist sicher kein

Zufall, dass Saudi-Arabien im Bericht des World Economic Forum 2009 zur

Lage der Frau weltweit auf Platz einhundertdreißig von

einhundertvierunddreißig landete. Alle hinteren Plätze, mit einer einzigen

Ausnahme, waren islamischen Staaten vorbehalten. Einzig Benin schlich sich

dazwischen. In der Liste belegte Pakistan Platz einhundertzweiunddreißig,

Ägypten knapp vor der Türkei Platz einhundertsechsundzwanzig. Die Türkei

kam trotz fortschrittlicher Gesetze auf Rang einhundertneunundzwanzig. Sogar der Iran lag mit Platz einhundertachtundzwanzig weiter oben. Ganz unten wie

erwartet war der Jemen. Drei islamische Staaten, in denen die Lage der Frauen durch die Einführung der Scharia besonders tragisch ist, wurden in diesem

Bericht gar nicht berücksichtigt: Afghanistan, Sudan und Somalia. Das am

weitesten oben plazierte islamische Land war Indonesien auf Rang

dreiundneunzig. Der Bericht sieht eine halbe Milliarde muslimischer Frauen als Opfer von Gender-Diskriminierung, Unterdrückung und Gewalt. Das gleiche Bild zeichnen Berichte von Human Rights Watch, die Menschenrechtsverletzungen,

Unterdrückung von Frauen und religiösen Minderheiten in großem Maße in den

islamischen Staaten beklagen. Es drängt sich die Frage auf, wie eine

Gesellschaft sich entwickeln kann, wenn sie die Hälfte ihrer Bürger daran

hindert, ein selbstbestimmtes Leben zu führen.

Von Steinigung und Burka will ich nicht reden, denn darüber berichten die

westlichen Zeitungen quasi täglich. Ich will eine Geschichte aus meiner

Umgebung in Ägypten erzählen, die nicht nur die Situation der Frauen in einem islamischen Land im Besonderen, sondern auch das Hierarchieverständnis sowie Demokratiedefizite im Allgemeinen verdeutlichen könnte.

Wafaa hat ihren sechzehnten Geburtstag noch nicht gefeiert, aber sie trägt

schon ihr Kind auf den Schultern. Bei jedem Satz, den sie ausspricht, lächelt sie, dann blickt sie zu Boden. Auf sie wurden innerhalb weniger Jahre drei grausame Verbrechen verübt, aber sie lächelt immer noch. Auch ihre Eltern lächeln und können bis heute nicht nachvollziehen, was schlimm sein soll an dem, was sie diesem Mädchen angetan haben. In so einem System ist soziale und physische

Gewalt zwar nicht gewollt, aber sie ist vorprogrammiert. Ich kenne Wafaa lange und gut, denn sie ist meine Nichte. Ich war bei ihrer Geburt dabei. Meine

Schwester, damals selbst siebzehn, wollte sie Saada nennen, zu Deutsch

Freude. Aber der Vater bestand darauf, sie wie seine Schwester Wafaa zu

nennen. Das bedeutet Treue, ein Schicksalsname, der Wafaa später zum

Verhängnis werden sollte. Sie war ein wachsames und kluges Kind, war

Klassenbeste und hatte die besten Chancen auf eine gute Bildung, zumal ihr

Vater ein Gymnasialschullehrer ist. Auch ihre Mutter schaffte es bis zur zehnten Klasse.

Vor einigen Jahren war ich in meinem Heimatland und besuchte meine

Schwester und ihre Familie im Dorf. Wafaa lag im Bett und starrte auf die

Wand. Ich fragte sie, was mit ihr los ist, aber das zehnjährige Mädchen

antwortete nicht. Keiner wollte mir erzählen, was mit ihr passiert war. Später teilte mir mein Bruder mit, dass Wafaas Eltern sie vor wenigen Tagen hatten

beschneiden lassen und dass sie dabei eine große Menge Blut verloren hatte.

Seitdem aß und redete sie kaum mehr. Jetzt verstand ich den gebrochenen Blick des Kindes. Schon als Student in Kairo hatte ich versucht, diesen barbarischen Brauch in meinem Dorf zu stoppen, aber niemand hatte auf mich hören wollen.

Die Kampagne, die ich damals startete, wurde mit Häme und Spott

kommentiert. Kairo habe meinen Kopf verdorben, hieß es. Nun kam ich diesmal

nicht aus Kairo, sondern aus Deutschland zurück; ein noch besserer Grund,

nicht auf mich zu hören. Aber ich konnte nicht tatenlos zusehen. Zwei Jahre

später besuchte ich das Dorf, organisierte eine Konferenz im Rathaus meiner

Heimatgemeinde und lud sowohl prominente Gegner als auch beliebte

Befürworter der Beschneidung von Frauen ein. Diesmal wollte ich eine

Diskussion und keine Belehrung. Mein Vater ist ein angesehener Mann im Dorf, da er der Imam der größten Moschee ist. Ich konnte ihn davon überzeugen, sein Schweigen zu diesem Thema zu brechen und an der Konferenz teilzunehmen.

Ein weiterer Scheich aus Al-Azhar, ein Frauenarzt und eine Frauenrechtlerin

saßen neben mir und meinem Vater auf dem Podium. Mehrere hundert Zuhörer

füllten die Halle. Viele Frauen trauten sich nicht, zu der Veranstaltung zu

kommen, und blieben draußen, einige jedoch schlichen sich rein und saßen vorne in der Ecke. Auch Wafaa und ihre Mutter waren anwesend und saßen direkt vor

dem Podium.

Mein Vater wollte kein religiöses Rechtsgutachten zu diesem Thema

abgeben, sondern seine persönliche Meinung sagen. Er glaube, dass die

Beschneidung ein Unrecht der Frau gegenüber ist, und gab zu, dass er in der

Vergangenheit den Fehler gemacht habe, dieses Unrecht billigend in Kauf zu

nehmen. Die Frauenrechtlerin war seiner Meinung. Der Arzt listete die

negativen sozialen, psychischen und gesundheitlichen Folgen der Beschneidung auf. Der berühmte Scheich der Al-Azhar, Abdallah Samak, war der Einzige, der die Beschneidung als eine islamische Tugend bezeichnete, die der Prophet

ausdrücklich begrüßte. Er hatte die Mehrheit der Dorfbewohner auf seiner

Seite. Meine Rolle beschränkte sich zunächst darauf, die Diskussion zu

moderieren, aber als ich die Worte des Scheichs und den ohrenbetäubenden

Applaus des Publikums hörte, begann ich mich aufzuregen und dachte an Wafaa, die beinahe an den Folgen der Beschneidung ihr Leben verloren hätte. Ich stand auf und fragte in die Runde: »Wenn eine eurer Töchter bei der Beschneidung

verbluten würde, würdet ihr zum Arzt oder zum Scheich gehen?«

Als Wafaa meine Frage hörte, brach sie in Tränen aus. Auch meine Schwester

konnte ihre Tränen nicht halten. Nach der Konferenz versprach mir meine

Familie, kein Mädchen mehr beschneiden zu lassen. Beim Rest des Dorfes war

der Erfolg dieser Konferenz eher mäßig. Ein Jahr später startete ich eine

Umfrage über die Beschneidung im Dorf. Das Ergebnis war ernüchternd. Die

Mehrheit tut es nach wie vor, obwohl es mittlerweile gesetzlich verboten ist.

Die Entscheidung für die Beschneidung treffen in den meisten Fällen die Frauen, nicht die Männer. Eine UNICEF-Studie von 2010 bestätigt, dass immer noch

fünfundachtzig Prozent aller Mädchen in Ägypten beschnitten werden.

Auch im Gymnasium war Wafaa Klassenbeste, war sprachbegabt und träumte

davon, später wie ihr Onkel in Deutschland zu studieren. Sie unterhielt sich gerne auf Englisch mit mir. Ich versprach ihr, sollte sie weiterhin in der Schule erfolgreich bleiben, würde ich ihr helfen, in Deutschland zu studieren. Doch es kam ganz anders. Ein zweiunddreißig Jahre alter Mann aus gutem Hause sah sie auf dem Weg zur Schule und verliebte sich in ihre schüchterne Kindlichkeit. Sie war gerade vierzehn. Er hielt bei ihrem Vater

um Wafaas Hand an. Dieser sagte sofort zu, da er mittlerweile drei andere Kinder hatte und es im Haus langsam eng wurde. Abgesehen davon hatte er selbst meine Schwester geheiratet, bevor sie sechzehn war.

Eine Frau solle man im frühen Alter heiraten, damit man sie nach seinem

Wunsch formen könne, bevor sie eine selbständige Persönlichkeit entwickle. Er war der festen Überzeugung, dass er das Beste für seine Tochter tat. Trotz

jungen Alters war Wafaa klug und sensibel, aber sie stand vor der Wahl, ihrer Familie oder ihrem Traum treu zu bleiben. Die Familie ging vor. Sechs Monate später verließ sie die Schule und wurde Ehefrau, ohne Ehevertrag. Denn auch

Kindesheirat ist in Ägypten gesetzlich verboten, deshalb musste die

Eheschließung mündlich nach islamischem Ritus vollzogen werden. Auch die

Nachricht von Wafaas Heirat hatte man mir damals verschwiegen. Dreißig Tage

lang musste das Kind Gewalt und Demütigung über sich ergehen lassen, ehe sie aus dem Haus ihres Mannes fliehen und zu ihrer Familie zurückkehren konnte.

Ihre Eltern versuchten sie davon zu überzeugen, zu ihrem Mann

zurückzukehren, sonst würde man im Dorf über sie lästern, da ihre Ehe nach

nur einem Monat scheiterte. Erst als sie ihnen erzählte, dass ihr »Mann« sie jeden Tag schlagen und vergewaltigen würde, ließen sie sie bei ihnen bleiben.

Wafaa war schwanger, ihre Mutter auch, zum fünften Mal.

Es war ein Junge. Auch Wafaas Vater suchte für ihn einen Namen aus:

Mohamed, der Gepriesene. Wafaa wollte das Kind beim Amt ordnungsgemäß

anmelden, doch das ging nicht. Außereheliche Kinder werden nicht staatlich

anerkannt. Nur in diesem Fall greift das Gesetz durch. Nur wenn es zum

Nachteil der Frau ist, wird es wirksam. Das Kind erhielt keine Geburtsurkunde.

Erst muss der Vater des Kindes eine Erklärung abgeben, dass er der leibliche Vater ist, damit die Urkunde ausgestellt wird. Solange dies nicht geschieht, existiert das Kind für den Staat nicht. Der Vater hatte natürlich von diesem Vorteil Gebrauch gemacht und machte die Anerkennung des Kindes davon

abhängig, dass Wafaa zu ihm zurückkehrte.

Erst als mein jüngerer Bruder sah, dass Wafaas Verzweiflung in eine schwere

Depression umschlug, rief er mich in Deutschland an und bat um meine Hilfe.

Entrüstet rief ich Wafaas Vater an und fragte ihn, wie oft er denn seine Tochter noch beschneiden wolle. Ich bot ihm an, Wafaa in die Schule zurückzuschicken, und ich würde alle ihre Kosten übernehmen. Doch dies beleidigte seinen Stolz.

Ich lebe noch, sagte er gekränkt. Außerdem hätte er Sorgen, dass die

Mitschüler Wafaa belästigen würden, da sie nun Mutter und geschieden sei. Mir blieb nur übrig, ihm zu drohen, sollte Wafaa nicht binnen drei Wochen in die Schule zurückkehren, würde ich eine Anzeige gegen ihn wegen Anstiftung zur

Kindesheirat erstatten. Nur das schien seinen Stolz wieder einzurenken.

Obwohl es Wochenende war, brachte er ihre Papiere am gleichen Tag zum

Schuldirektor. Ich rief Wafaa an und gab ihr eine Adresse von einem

Frauenheim in Kairo und sagte ihr, sie sollte dorthin fliehen, falls ihre Eltern sie wieder aus der Schule nehmen würden. Ich versuchte ihr zu vermitteln, dass

zurück in die Schule zu gehen keine Schande sei, sondern ein Grund zum Stolz.

Sie kann dadurch ein Vorbild für junge Mädchen im Dorf sein, deren Ehe früh

scheitert. Sie schien es kapiert zu haben und ging mit Selbstbewusstsein in die Schule zurück.

Bei meinem nächsten Besuch in Ägypten freute ich mich besonders darauf,

Wafaa zu sehen. Sie kam ins Haus mit ihrem Kind auf den Schultern. Ich

begrüßte sie auf Englisch. Sie antwortete auf Arabisch und wurde sehr ernst.

»Ich habe Englisch vergessen«, sagte sie. »Warum? Ihr habt doch Englisch in

der Schule, oder?«, fragte ich. Sie schaute ihre Mutter fragend an und sagte:

»Ich gehe nicht mehr in die Schule, aber es war meine Entscheidung. Ich habe keine Lust mehr auf die Schule.« Bevor ihr die Tränen kamen, eilte ihr ihre

Mutter zu Hilfe: »Wir wollten, dass sie weiterhin die Schule besucht, aber sie wollte nicht mehr.« Ihr Vater war gar nicht erschienen, und das hatte seinen Grund. In Wirklichkeit hatte er sie wieder aus der Schule genommen und

gezwungen, zu ihrem Mann zurückzukehren, damit dieser sich verpflichtet, das Kind anzuerkennen. Ein zweites Mal war Wafaa ihrer Familie treu und ließ sich erneut auf dem Altar der Dummheit opfern. Vor mir standen die beiden Frauen, die eigentlich noch Kinder sind, mit zwei Kindern im Schoß. Wafaa wurde

Mutter, ehe sie sechzehn wurde, ihre Mutter ist mit vierunddreißig Großmutter geworden. Beide waren vielversprechende intelligente Schülerinnen, aber sie

wurden einem System geopfert, das Angst vor klugen Frauen hat und sie

deshalb rechtzeitig einschüchtert. Wozu braucht eine Gebärmaschine einen

Verstand? Von den wachen, neugierigen Augen der beiden Mädchen waren nur

noch gebrochene Blicke und ein verlogenes Lächeln übrig geblieben. Ich rang

um Fassung und fragte mich, wer dieses System ändern sollte, wenn nicht der

Gymnasiallehrer, der Imam und die begabten Schüler. Da erinnerte ich mich an den Hochzeitstag meiner Schwester.

Ich war der Hähnchenjäger bei uns zu Hause. Wann immer mein Vater ein

Hähnchen aus unserem Hof schlachten wollte, beauftragte er mich, es zu

fangen. Ich erinnere mich, dass es ein Abenteuer war, ein Hähnchen in den Griff zu bekommen, da alle Hausvögel sehr flink waren und sich ständig im großen

Hof bewegten. Außerdem durften sie sich in den Feldern neben dem Haus

austoben. Kaum hatte man den Vogel erwischt, flatterte er heftig mit den

Flügeln, löste sich bald und sprang schreiend weg. Aber zur Hochzeitsfeier

meiner Schwester, Wafaas Mutter, reichten die Haustiere für die mehreren

hundert geladenen Gäste nicht aus. Da gingen wir zu einer Farm außerhalb des Dorfes, wo Hähnchen in Käfigen gehalten werden. Ich war erstaunt zu sehen,

dass kein Hähnchen heraussprang, als der Farm-Mitarbeiter den Käfig öffnete.

Willenlos ließen sie sich von einem Käfig in den nächsten tragen und waren auf der Heimfahrt ausgesprochen ruhig. Sogar beim Schlachten leisteten sie kaum

Widerstand. Sie waren zwar fett, schmeckten aber nicht besonders gut.

Ägypten ist eine große Farm mit Käfighaltung. Jeder kennt seinen Platz darin.

Egal, wie viele Gesetze das Land aus Verlegenheit verabschiedet, nichts ändert sich, weil die Geisteshaltung die gleiche bleibt. Natürlich gibt es ab und an ein gesundes Huhn, das herumhüpft und die Stimmung einer Veränderung

vortäuscht, oder eine flinke Henne, die uns gerne daran erinnert, dass auch

Hühner in China misshandelt werden. Sie versuchen das Thema zu Tode zu

differenzieren und betonen, dass man die Hühner auf dem Lande nicht mit den

Hühnern der Stadt vergleichen dürfe und dass die Hühner in Europa

übersexualisiert und als Ware benutzt würden. Irgendwann vergessen sie die

Mehrheit, die gerne im Käfig bleibt und sich nur um ihr Futter kümmert. Denen macht es nichts aus, sich von den zermalmten Knochen anderer Hühner zu

ernähren. Frauen werden beschnitten, der Wille wird gebrochen, der Intellekt wird kastriert. Die Diktatur entsteht im Kopf.

Du sollst nicht lieben

oder: Der gottgefällige Sex

Nein, der Islam hat nichts gegen Sex, auch nichts gegen guten Sex. Im

Gegenteil, der Prophet soll gesagt haben, dass der Kuss oder der Samen, den

ein Mann seiner Frau im Ehebett schenkt, ihm im Buch seiner Taten

gutgeschrieben wird. Diese Taten werden im Jüngsten Gericht gewogen und

entscheiden über Höllenqual oder Paradies. Es gibt sogar Aussagen des

Propheten, die den genaueren Ablauf des Geschlechtsakts beschreiben, um dem

muslimischen Mann zu erklären, wie er seine Frau zum Höhepunkt bringt. Nur

darf diese Sexualität nicht außerhalb der Ehe stattfinden, und das ist keine islamische Erfindung. Der Begriff Ehre, *sharaf,* war immer mit dem Stolz des arabischen Mannes vor dem Islam verbunden. Stolz war man auf seine

Vorfahren und seine Blutlinie.

Vor und nach dem Islam waren die Araber nie auf einem Gebiet der Kunst

kreativ, außer in der Poesie. Alle anderen islamischen Künste wie Musik und

Literatur kamen aus Persien, Indien, Ägypten oder Syrien. Und das arabische

Gedicht ging fast immer nach dem gleichen Muster: Man beginnt mit dem

Weinen auf einer Ruine, wo die unerreichbare Geliebte vorbeizog, bevor sie für immer verschwand, dann fängt man an, die Vorzüge seines Stammes

aufzuzählen und mit den Schandtaten seiner Feinde ins Gericht zu gehen.

Eigentlich genauso wie das ägyptische Geschichtsbuch für die Sekundarstufe.

Und damit man seine Ahnen ehrt, sollte man sie namentlich im Gedicht nennen.

Die genealogische Kontinuität ist dem Araber enorm wichtig. Und damit diese

Kontinuität bewahrt bleibt, darf kein fremdes Blut in die Familie hineinfließen.

Heiraten unter Verwandten ist ein Weg, dies zu garantieren, die Überwachung

der Frau und die strenge Sexualmoral sind die anderen. Denn nur die Frau kann wissen, wer der tatsächliche Vater ihres Kindes ist, deshalb wird oft die Ehre der gesamten Familie zwischen den Beinen der Frau plaziert. Die

Jungfräulichkeit wird vergöttert und die unberechenbare Leidenschaft der Frau verdammt. Wie in vielen Sprachen wird der Begriff Hymen auch im Arabischen,

ghishaa al- bakara, als das Siegel der Jungfräulichkeit übermystifiziert. Keiner wäre auf die Idee gekommen, es etwa als »Liebespforte« oder »stairway to

heaven« zu entzaubern. Die Überflutung des ägyptischen Markts mit billigen,

künstlichen Hymen aus China im Jahr 2009 sorgte für eine heftige politische

Debatte, die die Medien, das Gesundheitsministerium und das Parlament

wochenlang beschäftigte. Kein Alptraum scheint für einen Muslim größer zu

sein, als in seiner Hochzeitsnacht feststellen zu müssen, dass er nicht der Erste war.

Und so wird die Ehre mit dem arabischen Urprinzip Blut verschmolzen, und

beide werden in das Hierarchieverständnis integriert. Elemente aus der

Religion kommen hinzu und fügen dem moralischen Stacheldraht weitere Nadeln

hinzu. Beschneidung, Verschleierung, Kindesheirat sind einige Praktiken, die diese Hierarchie stützen und die Kontinuität garantieren sollen. Kurzum: Viele Opfer müssen gebracht werden, damit alles bleibt, wie es ist.

Man beharrt auf diesem Moralkodex und merkt nicht, dass die Verleugnung

des Körpers eigentlich gegen die Natur des Menschen ist. Das Ergebnis ist die Unterdrückung der Frauen und eine Verstörung der Männer. Denn das

moralische Wunschdenken führt nur zu moralischer Desorientierung und zum

Samen- und Energiestau. Oftmals entlädt sich diese Energie krankhaft oder

mündet in Fanatismus und Radikalisierung. Sieben von zehn Ägyptern sind unter dreißig Jahre alt. Die meisten von ihnen können sich aus wirtschaftlichen

Gründen erst nach dem dreißigsten Geburtstag einen eigenen Hausstand und

eine Eheschließung leisten. Das bedeutet, eine große Mehrheit der Bevölkerung kennt die Sexualität nur aus der Phantasie oder als Sünde. Statt über die

Liberalisierung der Sexualität oder die Erleichterung der Eheschließung

nachzudenken, sind die Verantwortlichen damit beschäftigt, die Menschen und

ihre Gesten noch stärker zu kontrollieren. Alarmierend sind nicht nur die

massenhaften sexuellen Belästigungen, die junge Frauen auf den Straßen Kairos neuerdings erleben, sondern auch die Hinwendung vieler frustrierter

Jugendlicher zum religiösen Wahn als Ausweg. Die besondere Affinität der

diktatorischen Regime zur Unterbindung der Sexualität ist historisch bekannt.

Die Autorin und Frauenrechtlerin Seyran Ates geht in ihrem Buch »Der Islam

braucht eine sexuelle Revolution« davon aus, dass das Thema Sexualität die

Hauptbarriere zwischen dem Islam und dem Westen ist. Oft würden

muslimische Familien ihre Kinder von der westlichen Gesellschaft abschotten, damit diese nicht in Kontakt kommen mit »Dekadenz« und »Unkeuschheit«. Sie

fordert deshalb eine sexuelle Revolution, wie sie in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts in der westlichen Welt stattgefunden hat. Natürlich täte eine Liberalisierung der Sexualität der islamischen Welt gut, doch darf man

nicht außer Acht lassen, dass die sexuelle Revolution in Europa die Krönung und nicht der Anfang eines Prozesses namens Aufklärung war. Eine intellektuelle

und eine industrielle Revolution, die die Gesellschafts- und Familienstrukturen änderten, waren ihr vorausgegangen, ehe sie zustande kam. Kant und Voltaire, Clara Zetkin und Sigmund Freud, Rudolf Diesel und Simone de Beauvoir waren

zuerst da, bevor, sagen wir, Oswald Kolle sich ans Werk machte.

Die islamische Welt muss zunächst erkennen, dass sie erkrankt ist und dass

diese Krankheit im elementaren Denken und im Verständnis dessen, was

Tradition bedeutet, liegt. Man kann die Sexualmoral nicht lockern, ohne die

Kette, die sie umspannt, vorher zu sprengen. Stammesbewusstsein, Kontinuität, Religion, Gottesbild; das sind die maßgeblichen Kettenglieder, die

aneinandergeschmiedet sind und die die Köpfe und die Herzen vieler Menschen

in den islamischen Ländern kontrollieren. Auch wenn die meisten unter diesem System leiden, identifizieren sie immer andere Gründe für ihre Misere. Viele weigern sich sogar zuzugeben, dass es überhaupt ein Problem gibt. Ein

ungeschriebenes Abkommen zwischen dem System und seinen Untertanen führt

immer zum Status quo.

Die Frauenproblematik in der islamischen Welt ist viel komplizierter als die einfache Formel »Böse Männer unterdrücken arme Frauen«. Es geht eher um

ein Menschen- und Gesellschaftsbild, das von der Mehrheit der beiden

Geschlechter geteilt und unterstützt wird. Keiner sorgt mehr dafür, dass Frauen in ihre Schranken verwiesen werden, als die Frauen selbst. Es mag daran

liegen, dass ältere Frauen, die selbst dieses Schikanieren erlitten haben, nun den Jüngeren die Freiheit nicht gönnen. Aber auch viele jüngere, gebildete

Frauen bestehen auf der traditionellen Rollenverteilung und erwarten vom

Mann teuren Schmuck und lückenlose Versorgung. Sie können sich erst

emanzipieren, wenn sie den Mann emanzipiert haben; wenn sie ihn von der Last der Männlichkeit befreien. Diese in Not geratene Männlichkeit ist nicht nur der Ursprung der Unterdrückung der Frauen, sondern auch eines der Hauptmotive

hinter dem militanten Islamismus.

Im letzten Sommer stieg ich einmal von meinem Lieblingshügel im

Olympiapark herunter und beobachtete dabei die vielen Nordic-Walker und

Jogger, die mir entgegenkamen. Natürlich hingen auch inaktive Arbeitslose, die sich das Sozialsystem noch leisten kann, im Park herum und genossen ihre

Spirituosen. Als ich ganz unten war, kam mir eine Familie entgegen, die ich auf Grund ihres Akzents als Saudis identifizieren konnte. Ein Mann in Shorts und T-Shirt, seine Frau in der schwarzen *Abaya* und Schleier, lange schwarze Handschuhe, die von einem Kilo Gold bedeckt wurden. Hinter ihnen schob ihr

unverschleiertes asiatisches Hausmädchen einen Kinderwagen vor sich her. Der Mann starrte auf den Hintern einer jeden Joggerin, die an ihm vorüberrannte, seine Frau schaute sich jedes Objekt der Begierde ihres Mannes verärgert an, sagte aber nichts. Schließlich machte sie ein paar Schritte zurück und fing an, ohne erkennbaren Grund auf das Hausmädchen einzuschimpfen.

Selbstverständlich kann diese Situation in jeder Familie vorkommen,

unabhängig davon, ob sie muslimisch ist oder nicht. Doch sie führt uns ein wenig ein in die Dynamik einer arabischen Familie und zeigt die ambivalente Haltung gegenüber dem Westen – Faszination, Skepsis und Verbitterung. Sie sagt uns

etwas über die Hilflosigkeit der Keuschheit und die Grenzen der Moral.

Bildung und Einbildung

oder: Mohamed im Media Markt

Seit über einem Jahrzehnt beschäftigen die Golfstaaten Experten aus Europa

und Nordamerika, um ihre Bildungssysteme zu modernisieren. Doch meist

waren sie nur an technischer Ausrüstung und visueller Erneuerung der

Unterrichtsmethoden interessiert. Über Inhalte lassen die meisten der Staaten nicht mit sich reden, vor allem dann, wenn es um Geschichts- oder

Religionsunterricht geht. Dies würde die Grenze ihrer Souveränität verletzen.

Die westlichen Experten verstehen das und konzentrieren sich auf Grafiken und Schnickschnack. Und so scheint die Modernisierung in den Golfstaaten wie das moderne Kamelrennen in den vereinigten Arabischen Emiraten: Ein Roboter

sitzt statt eines Kameltreibers auf dem Kamel und stimuliert es, schneller zu rennen. Aber wohin? Das schnelle Bauen, die Luxusfassade und die gekauften

Kultur- und Sportveranstaltungen am Golf vermitteln vielen die Illusion einer Öffnung. Kunstwerke aus dem Louvre werden nach Abu Dhabi transportiert,

aber ähnliche werden dort nicht entstehen, weil der Weg zum Geist dem Louvre in der Wüste versperrt bleibt.

Zwei Dubai-Besuche haben mir in den letzten Jahren gezeigt, dass liberales

Denken keine Frage des Wohlstandes sein muss. Ich sah dort eine moderne

Form der Apartheid. Abgesehen davon, dass dort die Frauen von dieser

Modernisierung kaum profitiert haben, sah ich, wie asiatische Gastarbeiter dort behandelt werden. Mehr als achtzig Prozent der Einwohner Dubais sind

Migranten, die unter ganz anderen Bedingungen leben als die einheimischen

Araber. Einmal lief ich durch die Altstadt in der traditionellen Golftracht und war erstaunt, dass Migranten immer stehen blieben, als sie mich sahen, um mir den Weg frei zu machen. Sie dachten, dass ich zu den Herrenmenschen mit

Ölgeld gehöre. Nur einen Tag später sah ich, wie ein waschechter Ölscheich aus seinem Luxuswagen ausstieg und einen Passanten mit Migrationshintergrund

wegschubste, weil er ihm den Weg geschnitten hatte. Danach fragte er ihn nach seinem Namen und seinem Arbeitgeber. Zitternd antwortete ihm der

Gastarbeiter und entschuldigte sich mehrmals. Möglicherweise ist er deshalb in seine Heimat abgeschoben worden. Denn im Fernsehen sah ich bei meinem

nächsten Besuch einen Monat später den Direktor des Verkehrsamts in Dubai,

der die vorbildliche Disziplin der Autofahrer in seinem Revier lobte. »Nur

wenige Verkehrssünder gab es in diesem Monat. Sie waren alle Asiaten, und wir haben sie alle nach Hause zurückfliegen lassen.«

Der Wohlstand hat es nicht geschafft, eine demokratische Zivilgesellschaft am Golf entstehen zu lassen, die alle Bürger gleich behandelt. Im Gegenteil, das Erstarken von Hierarchien und angeblicher kultureller Überheblichkeit war das Ergebnis. Zwar entwickelte Dubai wirtschaftliche Alternativen zum Erdöl als

Tourismus- und Finanzzentrum, doch vieles wird dort buchstäblich auf Sand

gebaut. Der gigantische Al-Khalifa-Turm ist ein gutes Beispiel. Kurz nachdem das höchste Gebäude der Welt eröffnet wurde, stellte man fest, dass Dubai

unmittelbar vor der Pleite steht. Das Erste, was im Zuge der Finanzkrise

gestrichen wurde, waren ausnahmslos Kulturprojekte, wie der deutsche

Kulturmanager Michael Schindhelm in seinem Erfahrungsbericht »Dubai Speed«

schreibt. Aber das schien keine Lehre für die anderen Golfstaaten zu sein. Denn nach der Eröffnung des Megaturms in Dubai kündigte ein saudischer Prinz an,

einen noch höheren Turm in seinem Land bauen zu lassen. Eines scheint die

Ölscheichs besonders zu interessieren: Wer hat den Längsten?

Viel schlimmer als in den Emiraten am Golf ist es im Herzen Arabiens. Jede

Erneuerung wird dort sofort von den wahhabitischen Hütern des Islam

zurückgepfiffen. Auf westliche Bildungsexperten will man dort deshalb

verzichten und sucht in Asien nach Bildungsmodellen, die dem arabischen

Hierarchieverständnis entsprechen. Und so wollen die Saudis das japanische

Schulsystem importieren, das auf Disziplin statt Individualität setzt. Die Saudis waren besonders von der Tatsache begeistert, dass der Unterrichtstag in Japan damit endet, dass die Schüler die Klassenzimmer und die Toiletten sauber

machen. Außerdem haben auch die Japaner Erfahrung mit der Unterdrückung

der Frau gesammelt. Japan war nämlich das einzige Industrieland, das beim

Bericht des World Economic Forums zur Lage der Frau nicht sehr weit vor den

arabischen Nationen rangierte. Aber auch im Gottesstaat bleibt die

Schulreform äußerlich, denn man weiß nach wie vor nicht, was man den

Schülern beibringen sollte. Man will wohl, dass sie genug Bildung erhalten, um produktiv zu werden, aber hinlänglich dumm bleiben, um das System nicht zu

hinterfragen. Außerdem, was bringt eine Modernisierung der Bildung, wenn die radikalen Prediger allein in Saudi-Arabien jährlich mit drei Milliarden US-Dollar gefördert werden, um nichts anders zu tun, als Fatwas zu erstellen wie »Wer

Tabak raucht, fällt vom Glauben ab« oder »Ein Gläubiger darf einem Patienten beim Besuch keine Blumen mitbringen, denn das ist unislamisch«. Wie weit kann eine Kultur kommen, die Betondecken auf die eigene Geschichte gießt und Angst vor Blumen hat?

Aber die Hüter dieses Systems sind die besten Freunde des Westens. Gegen

Bin Laden kämpfen Truppen westlicher Staaten in Afghanistan, aber mit den

Herrschern am Golf machen dieselben westlichen Staaten gern Geschäfte. Man

hofiert sie und lässt sich von ihnen beschenken. Ein typisches Geschenk des

saudischen Königs an westliche Politiker ist ironischerweise ein Schwert. Sogar Papst Benedikt XVI. überreichte der König ein Schwert. Man erlaubte den

Saudis sogar, Akademien in Europa und Amerika aufzubauen, die diese

Schwertideologie verbreiten. Was tut der Westen nicht alles, um an billiges Öl zu kommen und seine Waffen zu verkaufen. Viele Menschen im Westen können

bis heute nicht begreifen, dass Gewaltsysteme nicht im luftleeren Raum

entstehen. Man begreift nicht, dass die Art und Weise, wie die Menschen im

Westen leben, automatisch die Diktaturen weltweit stützt.

Der damalige US-Präsident Georg W. Bush tanzte mit dem Diktator von Riad,

der neue Präsident Barack Obama verbeugte sich vor ihm und lobte in seiner

Kairoer Rede seine Bemühungen um den interreligiösen Dialog. Aber was für

ein Dialog ist das eigentlich? Seit Jahren boomt diese Dialogindustrie. Immer geht die Initiative vom Westen aus, dann treffen sich Geistliche in klimatisierten Räumen und reden über das gemeinsame Erbe Abrahams und singen Loblieder

auf »Nathan den Weisen«. Die tatsächlichen Probleme werden kaum

angesprochen, und so kehrt jeder in seine Ecke zurück. Hauptsache, die

Fördergelder sind geflossen und die Kameras haben ein paar schöne Bilder

eingefangen. Und wenn es jemand wagt, in die Tiefe der Problematik

vorzustoßen, wird es sofort emotional, und man fängt an, am anderen

vorbeizureden. Der Dialog wird somit sofort zu einem Gerichtsverfahren, wo

jede Seite den Finger auf die andere richtet.

Auf akademischer Ebene verläuft der Dialog ähnlich. Auch hier beherrscht

die Asymmetrie jeden Versuch der Annäherung. Vor einigen Jahren arbeitete ich am Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in

Braunschweig. Meine Hauptaufgabe war es, ein Netz von arabischen

Erziehungswissenschaftlern, Historikern und Bildungspolitikern zu knüpfen, um die Forschung über die Selbst- und Fremdbilder in den arabischen Schulbüchern anzustoßen. Das Institut hatte lange Erfahrungen auf diesem Gebiet und leistete hervorragende Arbeit für die deutsch-französische Versöhnung und krönte dies mit einem gemeinsamen Geschichtsbuch für die beiden Nationen. Auch mit

Polen, Tschechien und Russland wurden konstruktive Schritte in Richtung

Geschichtsverarbeitung unternommen. Nur mit dem Nahen Osten hakte es, und

das lag nicht am Institut und seiner Expertise, sondern daran, dass die

Bildungspolitiker in den arabischen Staaten kaum an einer Annäherung

interessiert sind. Auf einer Bildungskonferenz der Arabischen Liga in Kairo und einer UNESCO-Konferenz in Rabat, auf denen ich als Referent anwesend war,

zeigten sich die meisten arabischen Teilnehmer nur noch daran interessiert, das Bild des Islam in den europäischen Schulbüchern zu verbessern. Gleichzeitig

beharrten sie auf den eigenen Narrativen und sahen sie als Teil ihrer nationalen und religiösen Identität. Nur die wenigsten schienen verstanden zu haben, dass es nicht darum geht, eine Kultur gut- oder schlechtzureden, sondern darum, die Geschichtsnarrativen zu dekonstruieren und nicht als

unantastbare Wahrheiten anzusehen. Denn die Narrativen sagen uns weniger darüber, was tatsächlich

geschah, erzählen uns aber mehr über diejenigen, die die Texte verfasst haben, wie sie selbst ihre Gesellschaft und ihre Feinde sehen.

Kurz danach war ich für die Organisation einer dieser Konferenzen in

Deutschland zuständig. Forscher und Politiker aus Ägypten, Jordanien und

Marokko waren anwesend. Einige Konferenzpapiere waren zwar brillant, viele

aber apologetisch und belehrend. Ein jordanischer Professor beschwerte sich, dass das Hotel nur drei Sterne besaß und dass das Mittagsbüfett mager war. In den arabischen Staaten würde er überall in den besten Hotels unterkommen,

wenn er an einer Konferenz teilnimmt. »Ich würde gerne das Ergebnis einer

dieser Konferenzen lesen«, entgegnete ich ihm, und dachte dabei an seine

katastrophale Präsentation bei unserer Konferenz, die lediglich aus einer

Lobeshymne auf sein Land und seinen König bestand. Auch ein ägyptischer

Professor namens Mohamed war dabei, der für die Ausbildung von Lehrern in

Kairo zuständig ist, Educator of the Educators sozusagen. Seine größte Sorge war, dass das Fleisch im Büfett möglicherweise nicht islamisch geschlachtet

war. Im Hotel wurde ich um vier Uhr morgens durch seinen Schrei aufgeweckt.

Er hatte auf dem Flur laut zum Morgengebet gerufen. Erschrocken eilte ich zu ihm und machte ihn darauf aufmerksam, dass die meisten Hotelinsassen keine

Muslime sind und dass das, was er tut, gesetzwidrig ist, weil es als Ruhestörung gilt. Zunächst reagierte er gar nicht auf mich und rief weiter zum Gebet.

Nachdem er fertig war und ein paar Gäste aus ihren Zimmern strömten, sagte

er, dass er nur sein Recht auf Glaubensfreiheit ausübe. Er war tatsächlich

davon überzeugt, dass er die Hotelgäste mit seinem Gesang nicht störte,

sondern eher beglückte, da sie den Namen Allahs hören dürften.

Am nächsten Abend saßen wir in einem jordanischen Restaurant und aßen

Halal-Fleisch. Doch der fromme Mann wollte sich nicht zu uns setzen, weil es Alkohol am Tisch gab. Ein koptischer Professor trank gerade ein Bier, was

Mohamed in Rage brachte. Der gleiche Mann, der gestern den Hotelgästen im

Namen seiner Glaubensfreiheit das Recht auf ruhigen Schlaf nahm, wollte einem Christen sein Recht darauf, Alkohol zu trinken, absprechen.

Nachdem die Konferenz vorbei war, ging ich mit meiner Frau zum Media

Markt. Dort trafen wir auf einige Konferenzteilnehmer, auch auf Professor

Mohamed. Er stürmte zu mir und wollte, dass ich ihm helfe, den allerneuesten iPod zu kaufen. Er wollte den gesamten Koran darauf abspeichern. Ich suchte

einen für ihn aus und sagte: »Wissen Sie, dieser iPod kam zustande, weil jeder hier Bier trinken kann, wann immer er will.« Der promovierte

Erziehungswissenschaftler schaute mich fragend an. Natürlich hatte er es nicht verstanden.

Wafaas Vater, der fromme Erziehungswissenschaftler und die Mehrheit der

Ägypter beschweren sich über die politische und wirtschaftliche Lage des

Landes. Im Prinzip wünschen sich alle eine umfassende politische Veränderung des Systems. Doch kaum einer von ihnen wäre auf die Idee gekommen, dass er

selbst das System ist. Viele denken, Demokratie sei eine von oben

durchführbare Regulierung. Sie können nicht begreifen, dass die Verfassung, die freien Wahlen und der Parlamentarismus nur Symbole der Demokratie sind und

dass die Seele der Demokratie in der Geisteshaltung der Menschen und in ihrem Common Sense liegt. »Der freiheitlich säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er nicht garantieren kann«, schrieb der ehemalige Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde. Wie kann Demokratie eine politische Realität werden,

wenn der Vater zu Hause, der Lehrer in der Schule und der Polizist auf der

Straße sich wie Gott und Herrscher benehmen? Die Sprache, durch die all diese Menschen die Welt begreifen, ist die autoritäre Sprache. Kultur wird als ein nicht verhandelbares geschlossenes Gebäude verstanden, deshalb wird sie oft

mit Gewalt in die Köpfe und Körper der Menschen eingepflanzt. Danach wird die Wahrnehmung der Menschen wie mit Lehm überzogen, so dass sie nur den

Ausschnitt der Welt sehen, der nicht von den Scheuklappen der Dogmen

verstellt ist. Daraus entsteht ein Teufelskreis der Gewalt, in dem jeder jeden unterdrückt: Der Staat unterdrückt die Menschen, die Menschen unterdrücken

einander, der Lehrer unterdrückt seine Schüler, die Männer ihre Frauen, die

Frauen ihre Kinder. Den Kindern bleiben am Ende dieser Kette nur die Tiere.

Bildung sei die Lösung, schreien die Reformer. Aber welche Bildung? Die

bloße Alphabetisierung ist keine Garantie für eine Veränderung. Im Gegenteil, die Halbgebildeten und die Indoktrinierten sind wesentlich gefährlicher als

Analphabeten, denn sie glauben im Besitz ewiger und absoluter Wahrheiten zu

sein. Und solange die Bildung in der islamischen Welt sich nicht von der Religion und von den Ambitionen der politischen Autorität befreit, ist sie eher schädlich als nützlich.

Die Geschichte eines Lehrers aus Alexandrien verdeutlicht, warum Bildung

und Autorität in Ägypten unzertrennlich miteinander verwoben sind. In einem

regulären Test gab der Gymnasiallehrer Ende 2008 seinen Schülern einen

kurzen Text über den »gesegneten Fluss Nil«. Danach stellte er die Multiple-

Choice-Frage »Was ist das Gegenteil von gesegnet: A. schmutzig, B. gehasst, C.

verdammt?«. Wegen dieser Frage verlor er beinahe seinen Job, er hatte großes Glück und wurde lediglich vom Gymnasial- zum Realschullehrer degradiert. Was war sein Verbrechen? Das Wort »gesegnet« im Arabischen ist auch der Name

des Präsidenten Mubarak. Ein häufiger Name, in einem Land, das vom Segen

abhängig ist. Die drei Adjektive, die als Gegenteil davon zur Wahl standen,

wurden von den Bildungsbehörden als eine hinterhältige Beschimpfung des

Präsidenten interpretiert. Aber das war noch nicht das Ende dieses traurigen Witzes. Die offizielle Begründung der Degradierung des Lehrers war, dass eine Schülerin sich angeblich bei den Behörden beschwert hatte, dass diese Frage, die den Präsidenten, das Symbol des Landes, schmähe, sie depressiv gemacht

habe.

Vielleicht würde der Präsident selbst nicht so handeln, und diese Geschichte könnte ihm sogar peinlich sein, aber die Behörden haben das Verständnis von

Autorität so sehr internalisiert, dass sie päpstlicher als der Papst waren. Kurz danach wurde ein neuer Bildungsminister ernannt. Er war der Sohn des

ehemaligen Innenministers des Landes, der als ziemlich brutal galt. Nach einer Rede vor dem Parlament in den neunziger Jahren verwickelte sich dieser

Polizeigeneral in eine Schlägerei mit einem Oppositionsabgeordneten, in der

auch Schuhe eingesetzt wurden. Sein Sohn stand zwanzig Jahre später an seiner Stelle und behauptete, das Schlagen von Schülern in der Schule sei pädagogisch korrekt. Schließlich sei auch er als Kind in der Schule geschlagen worden, und das habe ihm nicht geschadet. Das bezweifele ich sehr. Erst nachdem er von

den liberalen Medien heftig kritisiert worden war, ruderte er zurück.

The Wind of Change

oder: Der Erlöser kommt aus Wien

Im großen arabischen Lexikon »sehah« stehen folgende Synonyme für das Wort

sha'ab, das als Übersetzung von »Volk« dient. *sha'ab:* verbieten; verderben; brechen; trennen, zusammenfügen; ein großer Stamm; der Weg zwischen zwei

Bergen, die Ferne. Die lexikalischen Widersprüche dieses Wortes zeigen, dass es dabei um etwas ganz anderes geht als bei dem griechischen *demos*.

Auch die unterschiedlichen Konnotationen des Wortes »Gesellschaft« in

verschiedenen Sprachen können Hinweise dafür liefern, wie eine Gruppe von

Menschen das Gemeinwesen und ihre Rolle in ihm definieren. So lautet das

japanische Wort für Gesellschaft *shakai* und beinhaltet Zeichen, die die Dynamik einer Gemeinschaft erklären: »Menschenwort auf einem sicheren Boden«. Das

arabische Wort *mujtama'a* gab es vor der Moderne nicht und wird deshalb aus dem Französischen *societé* (Zusammenkunft der Gemeinde) übersetzt. Aber selbst da war die arabische Übersetzung schief und bedeutete »Sammelort«.

Das Wort »Moschee« und das Wort »Universität« bedeuten auf Arabisch

ebenfalls »Sammelort« und haben den gleichen Wortstamm wie Gesellschaft.

Nicht die Menschen, sondern der Ort, an dem sie sich befinden, steht im

Mittelpunkt dieser Begriffe. Das Gleiche gilt für das Wort *muwaten,* das Synonym für »Bürger« oder *citoyen* ist. Der arabische Begriff impliziert, dass es sich hier um einen Einwohner handelt, der sich zur Ruhe setzt, nicht um einen aktiven Gestalter, der Teil einer Dynamik ist. Das Wort für Heimat ist *watan,* es stammt aus dem Altarabischen und bedeutet »Der Ort, wo die Schafe schlafen«.

Das Volk, *le peuple,* als Souverän wird im Arabischen zum *sha'ab,* dem nur Untertanen und Stammesmitglieder zugerechnet werden. Dazu kommt der

islamische Begriff *Umma,* die Gemeinschaft aller Gläubigen, unabhängig von Ethnie, Sprache oder Rasse. Diese *Umma* bildet aber eine geographische und anthropologische Trennlinie zwischen den Gläubigen und den Nichtgläubigen.

Innerhalb der *Umma* gibt es das Haus des Friedens und außerhalb entweder das Haus des Krieges oder das des Vertrages (Nichtmuslime, die mit Muslimen

durch einen Waffenstillstandsvertrag oder ein Friedensabkommen Frieden

geschlossen haben). Der Begriff *Umma* taucht im Koran mit vier

unterschiedlichen Bedeutungen auf: Gruppe, Konfession, Zeitspanne und

Anführer (Imam). Und so bleiben die zivilen Begriffe nicht nur in der Sprache des Korans, sondern auch im kollektiven Denken der urarabischen Sippe

gefangen.

Jede Form von Staatlichkeit läuft Gefahr, irgendwann in den Wanderdünen

des Islam oder der alten Stammesstrukturen zu versinken. Das liegt zum einen in der Natur des Islam selbst, der eine augustinische Unterscheidung zwischen *Civitas Dei* (Gottesstaat) und *Civitas terrena* (irdischer Staat) nicht kennt, und zum anderen in der Unsicherheit der Muslime, die im Laufe der Jahrhunderte

versäumt haben, Alternatividentitäten neben dem Islam und dem Stamm

zuzulassen. Beispiele für einen Gottesstaat wie Afghanistan, der Iran, Saudi-Arabien, Nigeria, Somalia und der Sudan, die aus der Mischung von Scharia und Sippenmoral einen politischen Alptraum errichteten, scheinen für viele Muslime nicht erschreckend genug zu sein. Der Traum von einer vereinten islamischen

Umma unter dem Gesetz der Scharia scheint für viele nach wie vor eine attraktive Option zu sein.

Der prominente Muslimbruder Wagdy Ghoneim, der eine große

Anhängerschaft in Ägypten und darüber hinaus hat, erklärte den Zuhörern

seines Vortrags einst, was Demokratie ist: Ein Mann will einen Mann heiraten.

Wenn die Mehrheit im Parlament dem zustimmt, wird es zum Gesetz. »Ist es

das, was wir wollen?« – »Nein«, schreien seine Anhänger. »Demokratie ist wie Schweinefleisch, ekelhaft. Wozu brauchen wir sie, wenn wir hier gesundes,

leckeres Rind- und Lammfleisch haben? Wir haben den Text des Korans, die

Hadithe des Propheten, die uns sagen, was Sache ist. Wir haben die *shura* (Stammesberatung), den Konsens der Gelehrten. Aber da, wo es einen Text

gibt, gibt es keine Meinung.«

Menschen, die für eine Demokratisierung kämpfen, fühlen sich von der

vermeintlich säkularen Regierung und den radikalen Islamisten, wie diesem

Prediger, in die Zange genommen. Wenn der Vorwurf des Vaterlandsverrats

nicht taugt, so greift der Vorwurf der Blasphemie immer. Aber wie steht es mit den säkularen politischen Parteien in Ägypten? Der ehemalige Präsident der

internationalen Energiebehörde, Mohamed El-Baradei, kam Ende 2009 nach

Ägypten zurück, nachdem seine Amtszeit in Wien geendet hatte, und zeigte

seine Bereitschaft, für die bevorstehenden Präsidentschaftswahlen 2011 zu

kandidieren. Der Mann, der vor fünf Jahren den Friedensnobelpreis erhielt und kurz danach mit dem höchsten Orden Ägyptens von Präsident Mubarak

persönlich als herausragende Persönlichkeit geehrt wurde, stand nach seiner

geplanten Kandidatur plötzlich unter Beschuss der Staatsmedien. Ihm wurde

nicht nur Mangel an politischer Erfahrung unterstellt, sondern er wurde in

seiner Integrität angegriffen. Während seiner Studienzeit hätte er immer die schlechtesten Noten unter seinen Kameraden gehabt, hieß es in einer

Regierungszeitung. Außerdem sei er für den Irakkrieg durch seine Berichte

über Massenvernichtungswaffen verantwortlich. Die religiösen

Oppositionsmedien zogen nach und warfen ihm vor, er sei aus Europa

zurückgekommen, um gegen Gott und seinen Propheten einen Feldzug zu

führen, denn er kündigte an, nicht die Scharia, sondern eine liberale Verfassung als Basis für die Gesetzgebung zu verwenden. Sogar die säkularen Parteien

distanzierten sich von ihm, denn sie fürchteten offenbar, er würde ihnen durch seine Kandidatur die Show stehlen. Sie haben sich damit abgefunden, gegen die Regierungspartei anzutreten, zu verlieren und vor dem Volk als Opfer

dazustehen. Bei Präsidentschaftswahlen wissen sie, dass sie gegen den

amtierenden Präsidenten keine Chance haben, und lassen sich gerne mit ein

paar Sitzen abspeisen.

Diese Parteien sind nur wie »gefrorene Hähnchen«, schrieb Ägyptens

Bestsellerautor Alaa Al-Aswani. Diese würden nur auftauen und sich bewegen in den Zeiten der Wahlen, danach kehren sie ins Gefrierfach zurück. Al-Aswani

vergleicht Ägypten mit einer Fußballmannschaft, deren talentierteste Spieler auf der Reservebank sitzen, während die alten, verbrauchten und ideenlosen

Spieler ihre schweren Beine übers Feld schleppen. Aber der Trainer will sie

trotzdem nicht auswechseln, weil er sie mag oder weil sie für ihn keine Gefahr darstellen. Al-Aswani hat recht, denn Loyalität und nicht Effizienz ist immer das Kriterium für ein Amt im Kabinett oder einen Sitz im Parlament. Der Zweck der Politik in Ägypten ist es, dass die Sache läuft, nicht, dass sie sich entwickelt.

Ein Präsidentschaftskandidat braucht laut der Verfassung des Landes aber

die Zustimmung von zwei Dritteln der Parlamentsmitglieder, um bei der Wahl

antreten zu dürfen. Die regierende Nationalpartei, deren Chef Präsident

Mubarak selbst ist, würde der Kandidatur El-Baradeis nicht zustimmen, da auch der Sohn des Präsidenten, der selbst Präsident der Politikkommission innerhalb der Partei ist, den Anspruch erhebt, das Amt seines Vaters, selbstverständlich auf demokratischem Wege, zu erben. Sowohl die islamische Al-Azhar-Institution als auch der Patriarch der koptischen Kirche begrüßten das Vorhaben des

Präsidentensohnes. Beide Oberhäupter der Religionsgemeinschaften sind dem

Staat unterstellt. Der neue Al-Azhar-Scheich war sogar bis zu seiner Ernennung durch den Präsidenten in März 2010 Mitglied der regierenden Nationalpartei.

El-Baradei verstand, dass er bei den Massen nur punkten kann, wenn er auch

mit ihren religiösen Gefühlen spielt. So besuchte er innerhalb von zwei Wochen zwei große Moscheen in Kairo und in der Provinz und betete mit den Gläubigen vor laufender Kamera. Der Imam der Moschee fürchtete um sein Amt und fing

an, während der Predigt Präsident Mubarak zu loben und jede Auflehnung

gegen ihn als Auflehnung gegen Gott zu bezeichnen. Er mahnte »die

Abtrünnigen«, zu Gott zurückzukehren und ihre Loyalität zum Präsidenten zu

zeigen, denn seine Herrschaft sei der Wille Gottes. Die Anhänger El-Baradeis, die in ihm eine Art Messias sehen, verließen daraufhin die Moschee und fingen an, gegen Mubarak zu skandieren. Demonstranten wurden schließlich überall in Ägypten verhaftet und schwer misshandelt. Einige Abgeordnete empfahlen, auf

sie zu schießen. Sogar in Kuwait wurden ägyptische Gastarbeiter verhaftet, die T-Shirts mit El-Baradeis Foto trugen. Siebzehn von ihnen wurden nach Ägypten ausgeliefert. Die arabischen Diktatoren, die sonst bei Treffen der Arabischen Liga nie auf einen gemeinsamen Nenner kommen und sich gegenseitig auf

übelste Weise beschimpfen, sind sich in einem wesentlichen Punkt allerdings

einig: in der Unterdrückung ihrer Untertanen.

Ein anderer verlorener Sohn kehrte ebenfalls nach Ägypten zurück und wollte

etwas für seine Heimat tun. Nachdem er 1999 mit dem Nobelpreis für Chemie

ausgezeichnet worden war, kam Professor Ahmed Zewail aus den USA, wo er

fast seine gesamte wissenschaftliche Karriere verbracht hatte, nach Ägypten

zurück und wollte eine Wissensrevolution entfesseln. Auch er wurde vom

Präsidenten geehrt, und die Verantwortlichen ließen sich gern mit ihm

fotografieren. Doch als er sein Vorhaben zur Eröffnung eines wissenschaftlichen Exzellenzzentrums in Ägypten offenlegte, ging man auf Distanz zu ihm. Denn

Zewail wollte, dass sein Zentrum unabhängig vom Staat existiere, damit freie Forschung sich entfalten könne. Seit zehn Jahren kämpft der Wissenschaftler

mit den bürokratischen Labyrinthen und den politischen Tricks, die ihm im Wege stehen. Sein Zentrum bleibt nur die ambitionierte Idee eines Visionärs, der an den Betonköpfen der Macht zu zerbrechen droht.

Nicht nur die Politik steht der Wissenschaft im Wege, sondern auch eine

europäische mittelalterliche Mentalität, die sich breitmachte und den

»westlichen« Wissenschaften sehr skeptisch gegenübersteht. Besonders von

religiöser Seite wird diese Wissenschaft fälschlicherweise entweder als Eingriff in die Schöpfung verstanden oder als Quelle irreführender Erkenntnisse, die

Gottes Einwirken auf die Natur leugnen und behaupten, Menschen würden von

den Affen abstammen. Manche empfinden sogar Schadenfreude, wenn die

Technik oder die Wissenschaft versagt, etwa wenn Europäer an AIDS sterben,

wenn ein Genforscher an Krebs erkrankt oder wenn eine Weltraumfähre

abstürzt, schreibt der ägyptische Arzt Khaled Montaser. Diese Vorkommnisse

werden als die Strafe Gottes für Menschen verstanden, die sich als Schöpfer

sehen und keine Demut vor Gott zeigen.

Die Muslime im Mittelalter übersetzten die Werke anderer Völker,

importierten aus China die Kunst der Herstellung von Papier und aus Indien das Dezimalsystem der Zahlen. Der große Philosoph Ibn Rushd (Averroes) sprach

bereits im dreizehnten Jahrhundert von der »doppelten Wahrheit«, die eine

scharfe Trennung zwischen den rationalen Erkenntnissen der Wissenschaft und

den metaphysischen Erkenntnissen des Glaubens ermöglichte. Die Wissenschaft

kann die Offenbarung nicht bestätigen, und die Offenbarung spricht die Sprache der Wissenschaft nicht, deshalb müssen sie einander weder ausschließen noch

bestätigen, schrieb der Philosoph von Córdoba. Heute übersetzen alle

arabischen Staaten zusammen in einem Jahr weniger als das, was Griechenland

oder Spanien alleine ins Griechische beziehungsweise Spanische übersetzen.

Die Wissenschaft wird entweder vernachlässigt oder dazu benutzt, um zu

beweisen, dass die Aussagen des Korans korrekt sind. Das Buch »Die

Wissenschaftszeichen des Korans« ist seit Jahren ein Bestseller in allen

arabischen Staaten. Darin versucht der Autor beispielsweise zu beweisen, dass die Stellungnahmen des Korans zur Entstehung des Universums und zu den

Stufen des Lebens eines Embryos im Mutterleib den Erkenntnissen der

modernen Wissenschaft entsprächen. Dieses Buch wird oft als Mittel der

Missionierung von jungen Europäern eingesetzt, die kaum wissenschaftliche

Kenntnisse besitzen und sich dadurch beeindrucken lassen.

In ihrem Buch »Die unaufhaltsame Revolution« stellen Youssef Courbage und

Emmanuel Todd fest, dass die Geburtenrate in der islamischen Welt drastisch

zurückgeht. Brachte eine muslimische Frau 1975 im Schnitt 6,8 Kinder zur

Welt, so waren es 2005 nur 3,7. In Ländern wie dem Iran und Tunesien soll die Geburtenrate sogar auf das Niveau von Frankreich abgesunken sein. Diese

Entwicklung sei, so die Autoren, auf die Alphabetisierung, vor allem der Frauen, zurückzuführen, die wiederum als Ausdruck einer Störung der traditionellen

Gleichgewichte und der Familienstrukturen zu deuten sei. Wo Frauen lesen und schreiben können, geht die Geburtenrate unabhängig von der wirtschaftlichen

Entwicklung zurück. Allerdings bringe der Geburtenrückgang in einer Kultur

eine Identitätskrise oder eine Art kollektive Depression mit sich. Die Autoren stellen einen direkten Zusammenhang zwischen demographischer Entwicklung

und dem Zusammenbruch der Religiosität her, und das nicht nur im Falle des

Islam. So war der Glaubensverlust eine unmittelbare Folge des

Geburtenrückgangs in Westeuropa, Russland und China. Im Falle des Islam sei

der Rückgang der Religiosität nicht, wie es beim Katholizismus der Fall ist, die Voraussetzung für die demographische Modernisierung, sondern es verhalte

sich vielmehr umgekehrt, denn der Islam sei prinzipiell nicht gegen Verhütung.

Den Vormarsch des Islamismus sehen die Autoren als eine nur

»augenblickliche Bewegung« und nicht als das Ende der islamischen Geschichte.

Sie deuten den Fundamentalismus als vorübergehende Notwehr eines in

»Bedrängnis geratenen Glaubens, der seine Verfechter auf den Plan ruft«. Was die beiden Statistiker außer Acht lassen, ist, dass der Fundamentalismus kein modernes Phänomen, sondern eine immer wiederkehrende Strategie der

Muslime ist. Allerdings stimmt ihre Einschätzung, dass das Problem des

heutigen Islam als eine Krise des Übergangs zu verstehen ist. Denn auch Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeigte die Modernisierung der europäischen

Gesellschaften ihre Schattenseiten. Mit der Alphabetisierung der Massen und

der Schärfung ihres Bewusstseins gehen stets soziale Turbulenzen und massive psychische Störungen einher. Die Autoren zitieren die Studie von Émile

Durkheim aus dem Jahre 1897, die einen direkten Zusammenhang zwischen der

steigenden Selbstmordrate und der zunehmenden Alphabetisierung der

französischen Bevölkerung damals herstellte. Auch im heutigen China und

Indien kann der Zusammenhang zwischen Suizid und Wirtschaftswachstum

hergestellt werden. Die Autoren machen den Fehler, diesen Suizid mit den

Selbstmordanschlägen muslimischer Terroristen zu vergleichen, denn alle

soziologischen und psychologischen Studien zu den Motiven der Täter schlossen mentale oder psychopathologische Störungen der Täter aus. Denn hier handeln

die Täter aus einer Überzeugung heraus und nicht unbedingt, weil sie

lebensmüde sind.

Und dennoch bleibt die Einschätzung nachvollziehbar, dass Alphabetisierung

und Modernisierung auf eine Gesellschaft destabilisierend wirken und politische Umwälzungen mit sich bringen, wie die Revolutionen in England, Frankreich und Russland zeigen. Auch in Indonesien brachte die Bildung breiterer

Bevölkerungsschichten erst heftige Gewaltausbrüche mit sich, bevor es zu einer Demokratisierung kam. Denn Söhne, die lesen und schreiben können,

akzeptieren oft die Autorität ihrer Eltern nicht und wollen ihren eigenen Weg gehen. Für muslimische Frauen gilt das allerdings leider noch nicht. Außerdem kommt es nicht nur auf die Alphabetisierung an, sondern auch

darauf, was die jungen Menschen lesen. Neben dem vorhin erwähnten Buch »Die

Wissenschaftszeichen des Korans« steht in den meisten Buchhandlungen von

Kairo bis Casablanca oft eine Fülle an religiösen Büchern, die in der Regel

zehnmal billiger sind als ein Roman oder ein politisches Buch. Die Mehrheit

dieser Bücher wird mit Petrodollars subventioniert und verbreitet deshalb eine radikal wahhabitische Ideologie über die bösen Ungläubigen und die Qualen der Hölle. Halbgebildete, sexuell frustrierte und wirtschaftlich unzufriedene junge Muslime verschlingen diese Bücher. Anders als Analphabeten haben sie auch

Zugang zum Korantext, was früher nur Gelehrten vorbehalten war, aber sie

verfügen nicht über das nötige analytische Denken, das sie gegen die Tyrannei der Dogmen und die Demagogie der radikalen Gruppen schützt. Gleichzeitig ist diese junge Generation den Verführungen der Moderne und des Konsums wie

keine andere ausgeliefert. Abdelwahab Meddeb spricht von einer

Amerikanisierung der Moderne, die es Menschen ermöglicht, an der

Konsumgesellschaft teilzuhaben, ohne ihre Seele zu reformieren. Die

Gleichzeitigkeit von Radikalisierung und Amerikanisierung verschärft die

Schizophrenie und zerfrisst die arabische Welt von innen.

In der Tat laufen überall in der islamischen Welt Individualisierungsprozesse ab. Die Söhne befreien sich vom Mainstream - Islam ihrer Eltern, der die Autorität verherrlicht. Aber welche Alternativen finden die jungen Männer auf dem Markt des Glaubens und der Ideologien? Da sie kaum zivilgesellschaftliche Strukturen vorfinden, landen sie oft bei

extremistischen Gruppen, die den Islam als eine Revolution sehen, aber nicht als eine Revolution gegen das alte Denken, sondern gegen die Ungläubigen.

Ich teile Youssef Courbages und Emmanuel Todds Einschätzung, dass die

Religiosität in der islamischen Welt abnimmt und dass es mehr und mehr zur

Abkapselung des Individuums vom Konformitätsdruck kommt. Doch, abgesehen

davon, dass man die Entwicklung einer Kultur nicht alleine durch Statistiken nachvollziehen kann, reichen Bildung und Individualisierung alleine nicht aus, um eine Gesellschaft grundlegend zu verändern, wenn sie nicht in demokratische

Strukturen münden. Das Zusammenbrechen alter Strukturen kann durchaus

auch zur Freisetzung von kriminellen Energien und von Anarchismus führen.

Eines spricht allerdings für Emmanuel Todd, einem der beiden Autoren des

Buches. Er war es, der seinerzeit den Zusammenbruch der Sowjetunion in einer Zeit vorhersah, in der keiner es für möglich hielt. Ich würde mich sehr freuen, wenn auch seine Prophezeiung über die rasante Modernisierung des Islam in

Erfüllung ginge. Mein Verstand sagt mir aber, dass es Wunschdenken ist.

Zwischen Renaissance und

Radikalisierung

oder: Muslime in der Fremde

Der Untergang des Islam wird bereits indirekt von Mohamed selbst prophezeit.

Mohamed sagt aber auch die Wiedergeburt des Islam in einer fremden

Umgebung vorher: »Der Islam ist als Fremder geboren und wird als Fremder

wiederkehren.« Diese Prophezeiung wird auf zweierlei Art und Weise

interpretiert: Reformorientierte Muslime sehen in ihr die Hoffnung, dass die Reform und die Liberalisierung des Islam im Westen erfolgen wird. Einer der

Vertreter dieser These ist der in London lebende Islamwissenschaftler und

Philosoph Tariq Ramadan, der für »radikale Reformen« des Islam plädiert. Nur durch die Zulassung einer multiplen Identität, die es einem Gläubigen

ermöglicht, Muslim und Europäer gleichzeitig zu sein, können Muslime, laut

Ramadan, in Europa Fuß fassen. Seine radikalen Reformen scheinen aber nicht

mehr als eine Beruhigungsspritze zu sein, um die entfachte Kontroverse über

den Islam zum Erliegen zu bringen. Der Koran und der Prophet bleiben

unantastbar. Die Verse des heiligen Buches könne man nicht tilgen, meint

Ramadan. Auch Scharia als Konzept und Anleitung zur Lebensführung der

Muslime wird von ihm nicht in Frage gestellt. Er will aber nicht zu den Gesetzen der Scharia zurückkehren, sondern zu deren Absichten, *maqasid,* die er hauptsächlich als Gerechtigkeit und Frieden identifiziert. Nicht nur Ramadans charismatische Qualität, sondern auch die Tatsache, dass er der Enkel von

Hassan Al-Banna, dem Gründer der Muslimbruderschaft, ist, verschaffte ihm

nicht nur eine große Anhängerschaft unter Muslimen in Europa, sondern

machten ihn auch zum gefragtesten Islamexperten bei vielen

Kulturveranstaltungen und sogar bei europäischen Politikern. Ich halte

Ramadans Diskurs allerdings eher für einen Teil des Problems denn für einen

Teil der Lösung. Denn er vermittelt zwar den Eindruck, dass etwas in Bewegung ist, doch handelt es sich dabei nur um die gleichen alten verbrauchten

Reformrezepte, die zwar das Wort Veränderung benutzen, jedoch das etablierte orthodoxe Denken eher stärken denn schwächen. Verglichen werden mit der

Ramadan-Bewegung kann die in Amerika ansässige türkische Gülen-Bewegung,

die sich für eine islamische Bildung und eine Versöhnung zwischen Islam und

moderner Wissenschaft starkmacht. Während die einen sie für eine

fortschrittliche Bewegung halten, sehen andere sie als fundamentalistisch im modernen Gewand. Die Bewegung, die vom türkischen Prediger Fethullah Gülen

gegründet wurde, soll bereits mehrere Millionen Anhänger haben in der Türkei, in Nordamerika, Europa und in den muslimischen Staaten der ehemaligen

UdSSR. Weltweit sollen über eintausend Schulen der Bewegung existieren. Die

Islamkritikerin Necla Kelek wirft dem Begründer der Bewegung eine

»dogmatische und reaktionäre Denkweise« vor und unterstellt ihm politische

Ambitionen.

Als Reaktion auf die Institutionalisierung des Islam in Europa durch

konservative Moscheevereine sind auch viele private Initiativen entstanden, die säkularen und liberalen Muslimen eine Stimme geben. Die Fraueninitiative

säkularer Musliminnen in Frankfurt und das Forum für einen fortschrittlichen Islam in Zürich sind zwei Beispiele dafür.

Mehr Anhänger als Ramadan, Gülen und die säkularen Vereine scheinen

allerdings die orthodoxen Muslime in Europa zu haben. Diese interpretieren die Aussage des Propheten über die Wiedergeburt des Islam in der Fremde

kämpferischer und fundamentalistischer: In einer Moschee in Paris hörte ich, wie der Imam Mohameds Worte so auslegte:

»Die Herrscher in der islamischen Welt sind unislamisch und unterdrücken

die Gläubigen. Die Herrscher hier (in Europa) sind auch unislamisch, aber sie garantieren zumindest, dass wir unseren Glauben einigermaßen frei ausüben

können. Dadurch können wir uns versammeln, ohne Angst davor zu haben,

verhaftet zu werden. Deshalb sollten wir den Konflikt mit den Systemen hier

nicht suchen. Wir müssen diese Freiheit nutzen, um uns neu zu organisieren.

Die zweite Geburt der Macht des Islam wird hier erfolgen. Und wenn der

Sieg Gottes kommt, werden die Ungläubigen hier den Islam scharenweise

annehmen. Auch der Islam ist in einem Migrationskontext in Medina geboren.

Muslime waren dort fremd und schwach, doch später konnten sie mit Allahs

Hilfe den Staat Gottes errichten, bevor sie den Islam nach Mekka

zurücktrugen. Auch wir können einen starken Islam in die islamische Welt

zurückexportieren. Das sind wir unseren unterdrückten Brüdern dort

schuldig.«

Die Worte jenes Pariser Imams erinnern an Recep Tayyip Erdoğans Rede, bevor

er Ministerpräsident der Türkei wurde. Darin betonte er: Die Demokratie sei

nur der Zug, auf den er aufsteige, bis er am Ziel sei. Die Moscheen seien

Kasernen, die Minarette Bajonette, die Kuppeln Helme und die Gläubigen seien Soldaten.

Genau da sehe ich das Hauptproblem der muslimischen Emigranten in Europa

und Nordamerika. Statt die Freiheit zu nutzen, um sich von autoritärem Denken und Herrschaftsansprüchen zu lösen und eine neue Theologie auf der Basis der Vernunft in Europa entstehen zu lassen, benutzen sie die demokratischen Mittel, um die Demokratie zu unterwandern. In Kanada und Großbritannien kämpfen

Muslime seit Jahren, um die Scharia, zumindest teilweise, einzuführen. In

Großbritannien sollen sogar, laut einem Bericht der britischen Zeitung

»Guardian«, bereits fünfundachtzig Scharia-Gerichte Teil des britischen

Justizsystems sein. Die muslimischen Eiferer können nicht verstehen, dass viele Einwanderer aus den islamischen Ländern ihre Länder auch wegen der

Brutalität der Scharia verlassen haben. Natürlich betonen sie, dass nur Scharia *light,* also ohne Steinigung und Händeabhacken, im Westen implementiert werden soll, um die familiären Konflikte untereinander islamisch zu regeln.

Doch die Geisteshaltung, die die westlichen Zivilgesetze in dieser Hinsicht als mangelhaft betrachtet, ist weitaus gefährlicher als die bloße Einführung der Scharia-Gesetze. Deshalb ist nicht Scharia *light,* sondern Islam *light,* ohne Scharia und Dschihad in meinen Augen die einzige Lösung.

Statt ihr Leben im Westen als Ansporn für eine tatsächliche Erneuerung des

islamischen Denkens zu sehen, um dieses später in ihre Ursprungsländer zu

exportieren, wollen viele in der Fremde lebende Muslime das veraltete Denken aus der Heimat importieren, im Gefrierfach der Tradition einfrieren und nennen das »Identität«. Statt Akteure zu werden, um die islamische Welt aus der

Isolation zu holen und als Kulturvermittler zu dienen, isolieren sich die

Emigranten selbst und leben sogar strenger religiös als viele in jenen Ländern, denen sie entstammen. Strenger Moralkodex und unversöhnliche, puristische

Lebensformen sind sichtbare Phänomene unter muslimischen Emigranten.

Unterstützt werden die Bemühungen der Muslime, sich abzuschotten, von

vielen Europäern, wie von Bischof Williams von Canterbury, der die Scharia in Großbritannien gutheißt. Dies tut er selbstverständlich nicht im Namen der

christlichen Nächstenliebe, sondern um für seine Kirche selbst mehr Einfluss auf die Justiz und die Politik zu gewinnen. Ähnlich verhalten sich

linke Intellektuelle, die Islamkritik in Europa gerne mit Rassismus gleichsetzen und dadurch die

Streitkultur noch mehr verkrampfen. Ein Maulkorb wird schneller verpasst als jedem Argument mit einem Gegenargument begegnet. Die Sarrazin- und die

Minarett-Debatte haben dies verdeutlicht. Die Kritik wird oft nur als

Stimmungsmache und Wasser auf den Mühlen der Fremdenfeindlichkeit

gesehen. Der Vergleich zwischen Islamkritik und Antisemitismus ist ein

typisches Argument. Man erinnert an die schrecklichen Ereignisse vor siebzig Jahren in Deutschland, um anzudeuten, dass die Muslime die Juden von heute

seien. Damals hätten auch die Antisemiten vor der Judaisierung Europas

gewarnt, genauso wie die Islamophoben heute vor der Islamisierung des

Abendlandes warnten.

Auch ich vergleiche die Muslime mit den Juden in Europa, aber dafür gehe ich ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert zurück, und mich interessieren

dabei nicht Parallelen in Aspekten der Ausgrenzung und Diskriminierung,

sondern ich widme mich der Frage, wie es den Juden damals gelingen konnte,

die Isolation zu durchbrechen und sich zu verbürgerlichen. Natürlich war der Druck der Mehrheit auf die Juden groß, und die Politik stellte Bedingungen, wie etwa eine berufliche Anpassung und ein neues Erscheinungsbild in der

Öffentlichkeit. Aber auch Juden selbst ergriffen die Initiative durch Teilhabe an Bildung und Wohlstand. Sie änderten ihre Berufsstrukturen und

wählten mehr

und mehr bürgerliche Berufe wie Arzt und Anwalt. Die Voraussetzung dafür

waren eine gute Bildung und die Beherrschung der deutschen Sprache. Es gab

damals keine Sprachförderprogramme für Minderheiten und auch keinen

Integrationsbeauftragten. Ein religiöser Gelehrter wie Moses Mendelssohn

setzte sich bei seinen Glaubensgenossen damals nicht nur für Talmud-, sondern auch für Deutsch- und Philosophieunterricht ein. Aus diesem Geist ist die

Haskala, die jüdische Reformation entstanden. Man mag behaupten, dies habe den Juden später nichts genutzt, da sie trotz ihrer Bemühungen Opfer des

Rassenwahns geworden sind. Dies ist jedoch ein falscher Einwand, denn es gibt keinen Zusammenhang zwischen der Emanzipation der Juden und dem

Holocaust. Außerdem kam die *Haskala* den europäischen Juden zugute, als sie in die USA oder nach Palästina auswanderten. Dort konnten sie an dieses

Gedankengut anknüpfen und demokratische Wissensgesellschaften aufbauen.

Die Haltung, die Moses Mendelssohn bei den Diaspora-Juden angestoßen hatte,

ermöglichte ihnen, Juden zu Hause und Deutsche auf der Straße zu sein. Diese Haltung vermisse ich bei vielen Muslimen, die jede andere Identität gegenüber ihrem Glauben als unterlegen betrachten. Deshalb fällt es ihnen auch so schwer, ihre religiösen Symbole aus dem öffentlichen Raum zu verbannen.

Nach dem negativen Ergebnis der Volksabstimmung über Minarette in der

Schweiz und dem vereitelten Attentat auf den Mohamed-Karikaturisten Kurt

Westergaard in Dänemark hatte ich die Hoffnung, dass endlich eine

unverkrampfte Streitkultur entstehen würde, in der über die Themen Islam und Migration eine tiefgründige Debatte geführt werden könnte. Meine Hoffnung

wurde durch einige Medienbeiträge in der islamischen Welt beflügelt, die

diesmal die Wutindustrie in der islamischen Welt nicht anzukurbeln versuchten, sondern Besinnung und Zurückhaltung anmahnten. Die ägyptische

Wochenzeitung »El-Youm Al-Sabea« fragte sogar in einem kritischen Bericht

nach den Sünden der Muslime, die diese ablehnende Haltung gegenüber dem

Islam in Europa verursacht hätten. Zu dieser Zeit fing die Islamkritik

anscheinend an, Früchte zu tragen, und dies ließ meine Hoffnungen auf einen

neuen Denkprozess unter Muslimen über die eigenen Versäumnisse blühen.

Und in Europa? Zwar wurden einige äußerst seltene islamkritische Beiträge

in den Mainstream-Medien veröffentlicht, doch bald hatte sich meine

Befürchtung bestätigt: In Europa wird ein Maulkorb schneller gefertigt als jedes Gegenargument.

Allein am 14. Januar 2010 veröffentlichten die »Süddeutsche Zeitung« und

der Berliner »Tagesspiegel« zwei Beiträge, die von der gleichen Person hätten stammen können. In einem Artikel für die »Süddeutsche Zeitung« mit dem Titel

»Unsere Hassprediger« verglich Thomas Steinfeld Islamkritiker wie Henryk M.

Broder und Necla Kelek mit den von ihnen kritisierten islamischen

Fundamentalisten. Der ganze Text scheint – zumindest im Tenor – nur eine

Abschrift des Beitrags von Claudius Seidl in der »Frankfurter Allgemeinen

Sonntagszeitung« vom 10. Januar zu sein. Dort waren die Hassprediger sogar

»heilige Krieger«. Im Berliner »Tagesspiegel« vom 14. Januar 2010 wundert

sich Andreas Pflitsch über die scharfe Islamkritik, die aus den muslimischen Reihen kommt, und nennt diese »den kalten Krieg der Aufgeklärten«. Die

Beiträge einiger Islamkritiker wie des in den USA lebenden

Islamwissenschaftlers Ibn Warraq, des Vorsitzenden des Zentralrats der Ex-

Muslime Mina Ahadi und des Verfassers dieser Zeilen, Hamed Abdel-Samad,

sieht Pflitsch als »plumpes Aufwärmen alter Ressentiments«, das mit dem

Programm der Aufklärung nicht zu verwechseln sei. Was Herr Pflitsch zwischen den Zeilen sagen wollte, ist meines Erachtens dieses: »Was Kritik und was

Aufklärung ist, das bestimmen immer noch wir. Muslime, die sich artikulieren können und das Heft in die Hand nehmen, gibt es nicht und darf

es nicht geben, deshalb müssen wir Deutsche dies übernehmen, um Muslime vor sich selbst zu

schützen.« Nein, vielen Dank, Herr Pflitsch, aber ich heile mich lieber selbst!

Solche Beiträge mögen zwar gutgemeint sein, sie helfen uns aber keineswegs,

zu einer ehrlichen Debatte zu gelangen, und bewegen die Muslime auch nicht

dazu, die eigene Lethargie abzuwerfen. Im Gegenteil, diese Vorwürfe

bestätigen die hartnäckigen Verschwörungstheorien und zementieren die

Opferhaltung vieler Muslime.

Man mag manche Islamkritik für überzogen oder provokativ halten. Ich

persönlich bin nicht mit allem einverstanden, was Necla Kelek oder Henryk M.

Broder sagen, und habe einiges an ihrem Stil zu kritisieren. Doch deren

Islamkritik halte ich nicht für das Hauptproblem des Islam, sondern für einen Spiegel dieses Problems. Der Islam hat ein Problem mit sich selbst, mit seinen Ansprüchen und Weltbildern. Und ihm läuft die Zeit davon. Relativismus und

Wundenlecken sind da die falschen Rezepte.

Ein altägyptisches Sprichwort sagt: »Der wahre Freund bringt mich zum

Weinen und weint mit mir. Der ist aber kein Freund, der mich zum Lachen

bringt und innerlich über mich lacht.« Wer Muslime tatsächlich ernst nimmt,

muss Islamkritik üben. Wer mit ihnen auf gleicher Augenhöhe reden will, sollte mit ihnen ehrlich sein, statt sie als Menschen mit Mobilitätsstörungen zu

behandeln. Schlimm genug ist es, wenn jemand Menschen für Behinderte hält,

die keine sind. Noch schlimmer ist es, wenn er anfängt, vor ihnen zu hinken, um die Behinderung vorzutäuschen, in der Illusion, sich mit ihnen dadurch zu

solidarisieren.

Tatsächlich sind die meisten Muslime, die im Westen wohnhaft sind, in keinen islamischen Vereinen organisiert und leben eher unauffällig, und sie spielen auch keine Rolle, weder bei der Öffnung des Islam Richtung Westen noch bei der

Entschärfung der radikalen Tendenzen unter manchen Muslimen in der Fremde.

Es ist wohl ihr gutes Recht, ihr Leben *nicht* islamisch interpretieren zu müssen oder sich für die Taten islamistischer Fanatiker zu entschuldigen. Doch genau aus den Reihen dieser säkularen Muslime kommen oft die am meisten

beleidigten Reaktionen auf Islamkritik. Statt die tatsächlichen Probleme, die diese Religion mit sich selbst und der Welt hat, anzusprechen, sind sie eher damit beschäftigt, das Image des Islam in der Öffentlichkeit zu polieren. Sie kritisieren nie, was Muslime anderen Muslimen antun, sondern erheben ihre

Stimme nur, wenn jemand den Islam angreift.

Es ist offensichtlich, dass es in den vergangenen Jahren, vor allem seit dem 11. September 2001, und zwar sowohl seitens der Muslime als auch seitens der europäischen Politik, zu einer Islamisierung der Migrantenproblematik kam.

Während die Politik bis in die neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts von

»Gastarbeitern« sprach, wird seit dem Anfang des dritten Millenniums von

»Muslimen in Deutschland« gesprochen. Heute betonen mehr Muslime in

Deutschland ihre muslimische Identität und legen Wert darauf, ihre religiösen Symbole in der Öffentlichkeit zu zeigen. Hinter dieser neuen Sichtbarkeit steckt aber nicht, wie häufig angenommen wird, die Omnipotenz des Islam, sondern

eher eine wachsende Unsicherheit unter muslimischen Einwanderern. Ihre

Haltung zu den Konflikten in ihren Heimatländern wird dadurch oft verkrampft.

Anders als die Menschen in der Heimat, die einen Konflikt manchmal rational

und praxisbezogen interpretieren können, neigt die Diasporagemeinschaft

häufig dazu, zu Konflikten in den Herkunftsregionen in einer praxisfernen

Emotionalität Stellung zu beziehen.

Nehmen wir den Nahostkonflikt als Beispiel, so können wir beobachten, dass

besonders unversöhnliche Töne und besonders kompromisslose Haltungen vor

allem aus Kreisen der muslimischen und jüdischen Gemeinden in den USA und

Europa zu hören sind. Während die Menschen vor Ort miteinander ringen und

verhandeln, um praktikable Lösungen zu finden, glauben in der Diaspora die

wenigsten an den Dialog und die Möglichkeit vernünftiger Kompromisse.

Während in Israel regelmäßig Tausende mit der Forderung an die eigene

Regierung auf die Straße gehen, die besetzten palästinensischen Gebiete zu

verlassen und die jüdischen Siedlungen zu räumen, hört man so gut wie keine

Kritik an der israelischen Politik seitens der jüdischen Diaspora, obwohl mehr Juden im Ausland leben als in Israel selbst. »Die Diaspora hat ein schlechtes Gewissen. Die Leute sagen: Uns geht's hier gut. Es steht uns nicht zu, den

Menschen in Israel zu sagen, was sie tun und lassen sollen. Wir sollen sie

einfach unterstützen, meinen sie«, antwortete Avi Primor, der ehemalige

israelische Botschafter in Berlin auf meine Frage »Warum ist die Diaspora

emotionaler und kompromissloser als die Menschen zu Hause?«.

Es gibt Tausende von Palästinensern, die täglich nach Israel einreisen, um

dort zu arbeiten. Ein palästinensischer Stipendiat, den ich in Bonn bei einer Tagung traf, nannte diese Menschen Kollaborateure und Verräter. »Solche

Leute sind daran schuld, dass wir bis heute keinen eigenen Staat haben. Sie

verkaufen unsere Sache für ein bisschen Geld.« Heute reisen Bosnier von

bosnischen Dörfern in serbische, um dort billigen Mais zu kaufen. Viele von

ihnen haben Familienmitglieder im Krieg verloren. Trotzdem geht das Leben für sie weiter. Denn sie haben zunächst einmal ganz elementar zu

überlegen, wie

sie ihre Kinder ernähren können. Ein Bosnier, der die Region verließ, als der Krieg ausbrach, sagte mir, er könne sich nie vorstellen, einem Serben die Hand zu reichen oder durch serbische Gebiete zu fahren.

Eine derart starre Haltung wird oft von einer übertriebenen Religiosität

begleitet, die sich als »symbolische Rückkehr« interpretieren lässt. Diese soll als eine Art Wiedergutmachung oder Entschädigung gegenüber der Heimat und

der Familie dienen, denen man den Rücken gekehrt hat.

Ein Emigrant kommt in der Regel mit einem bestimmten »Lebensprojekt« in

die Fremde und interessiert sich wenig für die Umstände im Gastland. Genauso wenig interessiert sich das Gastland für das »Lebensprojekt« des

Neuzugewanderten. Von ihm werden lediglich Loyalität und die Erfüllung der

Aufgabe, für die er einwandern durfte, erwartet. Viele der Hoffnungen, die

Menschen in die Emigration treiben, bleiben für die meisten, auch nach einem langen Aufenthalt in der Fremde, unerfüllt. Die Wünsche nach Reichtum,

Freiheit, Unabhängigkeit und Mitsprache gehen nur für sehr wenige in

Erfüllung. Für arme Neuzuwanderer bleibt auch in der Fremde das Verhältnis

von Armut und Reichtum unverändert. Auch wenn man in der Fremde finanziell

besser gestellt ist als zu Hause, ist man hier doch wiederum meistens der

Ärmere.

Interessant ist, dass die muslimischen Immigranten in Europa, solange

Vollbeschäftigung unter ihnen herrschte, nie auf die Idee kamen, große

repräsentative Moscheen zu bauen. Erst als aus den Gastarbeitern viele

Gastarbeitslose geworden sind, wollten sie prachtvolle Gotteshäuser bauen, um zu beweisen, dass sie in Europa angekommen sind. Dafür gibt es eine plausible psychologische Erklärung: Da die meisten Immigranten weder durch großen

Wohlstand noch durch Bildung ihre Integration vorweisen können, wollen sie

dies durch die Errichtung der Gebetshäuser kompensieren: Manche kaufen sich

eben einen dicken BMW, andere aber engagieren sich für den Bau von

Moscheen, um zu zeigen, dass sie es in der Fremde zu etwas gebracht haben.

Die andere Erklärung dafür ist die Zeitökonomie. Solange die Immigranten

Beschäftigung hatten, hatten sie keine Zeit, um über solche Projekte

nachzudenken. Erstaunlich ist, dass der Bau von Moscheen nun nicht nur von

Immigranten, sondern auch von europäischen Politikern als Zeichen der

Integration gedeutet wird. Abgesehen davon, dass prachtvolle Moscheen die

Lebensverhältnisse der meisten muslimischen Einwanderer nicht widerspiegeln, kann deren Bau auch nicht der Beginn eines Integrationsprozesses sein. Erst

wenn Einwanderer durch Teilhabe an Bildung und Wohlstand sich in die

Gesellschaft eingliedern, können repräsentative Moscheen als Krönung des

Integrationsprozesses errichtet werden. Erst dann würden diese bei der

Mehrheitsbevölkerung nicht mehr auf Ablehnung stoßen.

In der Fremde gehört man zu einer unterprivilegierten Minderheit. Vielfältige Abhängigkeiten vom Gastland, wie von der Aufenthaltsverlängerung, vom

Asylverfahren, vom Arbeitgeber oder von der Sozialhilfe, bestimmen den

Aufenthalt eines Muslims in Deutschland. Diese Abhängigkeiten verletzen den

Stolz eines Mannes aus dem Orient. Man könnte statt »Stolz« auch

»Männlichkeit« sagen, denn die Worte »Mann« und »Stolz« sind in vielen

arabischen Begriffen miteinander verflochten.

Die eher marginale Stellung der Religion in der Gesellschaft sowie der in

Europa übliche »aufgeklärte« Umgang mit den heiligen Symbolen verunsichern

Menschen, für die das Heilige unantastbar ist. Ein arabischer Student

berichtete mir, dass er entsetzt gewesen sei, als sein deutscher Kommilitone einen Witz erzählte, in dem er Jesus, Maria und die unbefleckte Empfängnis

verspottete. »Wie kann eine Gesellschaft, die ihre eigene Religion nicht versteht und gar nicht respektiert, unsere verstehen oder respektieren?«, fragte der

arabische Student, der Jesus und Maria, wie sie im Koran dargestellt sind, als heilige Personen ansieht. Im aufgeklärten Europa unterliegt alles der

kritischen Betrachtung. Der arabische Student bewunderte dies, meinte aber auch: »Ich

kann es mir nicht leisten, die Grundlagen meiner Religion und meiner Kultur in Frage zu stellen. Kritik ist eine Sucht, eine europäische Krankheit, von der man nie geheilt werden kann. Ich kann darauf verzichten, alles zu analysieren oder zu verstehen, aber auf meinen Glauben kann ich nie verzichten. Glauben ist eine Frage des Vertrauens. Wenn ich alles verstehe, wo bleibt dann das Vertrauen?«

Das Leben der Muslime in Europa ist von dem Widerspruch geprägt, als

Minderheit in nichtmuslimischen, säkularen und sich rasant wandelnden

Gesellschaften leben zu müssen. Ein Spagat zwischen den importierten

Bräuchen und den europäischen Normen ist oft das Ergebnis. Der Glaube wird

zum leitenden Identitätsmerkmal, und die Migration wird als Exil empfunden

oder als solches mystifiziert. Deswegen erhöht sich für Emigranten die

Bedeutung der Religion. In der Fremde bietet sie auch Identitätssicherheit,

Geborgenheit und Trost. Deshalb sind Religion, Heimatverbundenheit, ethnische und kulturelle Identität in der Diaspora kaum voneinander zu trennen. Religion wird in der Fremde zu einer Heimat, aber keine Heimat, in der die Muslime

leben, sondern eine, die in ihnen lebt. Sie wird in der Fremde zum Ersatz für die *Umma*. Das Festhalten an der Religion bringt einem Respekt und Ansehen innerhalb der konservativen Kreise in der Diaspora ein und bietet gleichzeitig eine Möglichkeit zur »symbolischen Rückkehr« zu Sippe und Heimat. An

Beispielen für das zähe Festhalten an der überkommenen Religion in der

Diaspora mangelt es nicht: erwähnt seien etwa die deutschen Protestanten, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nach Südchile auswanderten und dort

inmitten des Araukanergebietes ländliche Siedlungskolonien errichteten; die

Rolle des Katholizismus bei den Iren in den USA oder jene des Talmud bei den über die gesamte westliche und teilweise auch östliche Welt verstreuten

jüdischen Gemeinden bis zur Gründung des Staates Israel.

Doch jede Minderheit musste irgendwann über den eigenen Schatten

springen und Wege finden, aus der Isolation auszubrechen, um sich in der

fremden Umgebung zurechtzufinden. Frau Seki ist Japanerin und betreibt einen Online-Asia-Laden in der bayerischen Kleinstadt Rosenheim. Als sie mit ihrem Mann vor zehn Jahren nach Deutschland kam, sprach sie kein Wort Deutsch.

»Ich stand oft im Bahnhof und hatte Angst vor dem Lautsprecher, weil ich nichts verstand. Wenn man nicht kommunizieren kann, entwickelt man zwangsläufig

eine Abneigung gegen seine Umgebung.« Dass die Läden in Deutschland früh

schließen und der Service zu wünschen übrig lässt, hatte sie früher auch sehr gestört. Doch langsam erkannte sie, dass Nörgeln ihr nicht weiterhelfen kann, fing an, Deutsch zu lernen, und machte sich sogar selbständig. »Jetzt kann ich verstehen, was die Leute sagen, und ich kann meine Wünsche zum Ausdruck

bringen. Das nimmt mir meine Angst und macht das Leben ein Stück schöner«,

sagt sie. Nun kann sie sogar ihren beiden Kindern bei den Hausaufgaben helfen.

Selbstverständlich haben auch ihre Kinder Identitätsprobleme, fühlen sich

weder deutsch noch japanisch. Aber »die Eltern sollten sich da neutral verhalten und diese Konflikte nicht verschärfen«, sagt sie.

Frau Seki fühlt sich in Deutschland nicht nur integriert, sondern

»verschmolzen«. Sie schätzt an den Deutschen deren Lockerheit und

Großzügigkeit gegenüber Fremden. Auch gefällt ihr, dass die Deutschen nicht so streng sind im Umgang mit der Zeit. So redet man zum Beispiel von einer

Zugverspätung erst, wenn der Zug mindestens fünf Minuten zu spät kommt. In

Japan setzt die Verspätung bereits nach fünfzehn Sekunden ein.

Das japanische Wort für Integration mag die Haltung von Frau Seki erklären:

yuuwa, besteht aus zwei chinesischen Zeichen, das erste heißt »verschmelzen«, das zweite »Harmonie«. Verschmelzen in Harmonie ist das Konzept für

Integration, wie der Japaner es versteht. Selbstverständlich leben auch Japaner in Parallelgesellschaften in Düsseldorf, Paris, Kopenhagen und London. Sie

feiern ihre Feste, trinken Saki, kochen japanisch und pflegen ihre

Gewohnheiten. Aber wenn sie auf der Straße gehen, bestehen sie nicht auf ihre Eigenheiten und stellen durch ihr Erscheinungsbild kein Sonderbewusstsein zur Schau. Vietnamesen, Thailänder und Peruaner verhalten sich nicht anders. Über diese spricht man nicht, wenn man Ausländerproblematik oder Integration in

Europa thematisiert. Nein, es steht fast immer die gleiche Gruppe von

Emigranten im Mittelpunkt, weil sie auf ihrer Besonderheit im öffentlichen und im privaten Raum insistiert. Es sind immer Muslime, die ihren

Migrationshintergrund in den Vordergrund stellen. Keine andere

Emigrantengruppe verbietet sonst den eigenen Kindern, aus religiösen oder aus traditionellen Gründen an Klassenfahrten oder am Schwimmunterricht

teilzunehmen. In England legte ein muslimischer Busfahrer eine Pause ein,

mitten auf seiner Route, und fing an, vor den Fahrgästen zu beten. In Dänemark klagte eine muslimische Kindergärtnerin, weil ihr das Tragen der Burka im

Kindergarten verboten wurde. In Berlin klagte ein Schüler vor Gericht, um

einen Gebetsraum an seiner Schule eingerichtet zu bekommen. In Frankreich

verlangten muslimische Fabrikarbeiter in ihren Betrieben nach islamisch

geschlachtetem Fleisch in den Kantinen. Als ihnen dies zugestanden wurde,

verlangten sie in der Kantine einen getrennten Bereich, damit das Halal-Fleisch nicht neben dem unreinen Schweinefleisch stehe.

Das Wort für Integration auf Arabisch, *indimadj,* bedeutet zwar ebenfalls

»verschmelzen«. Aber »verschmelzen« im arabischen Verständnis hat eine sehr

negative Konnotation und meint eher »sich auflösen«. Ich sehe viele muslimische Emigranten wie einen Würfel Eis und die Mehrheitsgesellschaft wie ein Glas

Wasser. Um die Form des Würfels zu bewahren, wird viel Energie gebraucht

und viel Widerstand geleistet. Der Würfel verharrt lieber im Gefrierfach. Dies hindert viele Emigrantenkinder daran, eine positive Beziehung zu ihrem

Geburtsland zu entwickeln. Anspruchsmentalität und der Wunsch nach

Bewahrung oder Verteidigung der Identität hemmt ihre sozialen Kompetenzen

und verstärkt ihre Isolation, was ich als wichtigste Voraussetzungen für eine mögliche Radikalisierung werte.

In Europa gibt es drei Formen der Radikalisierung unter muslimischen

Einwanderern, die oft miteinander vermischt und allesamt fälschlicherweise als

»islamisch« interpretiert werden. Erstens gibt es den *archaischen*

Konservatismus, eine Tendenz, die häufig in Migrantengruppen vorkommt, die aus ländlichen, patriarchalisch geprägten Regionen stammen, in denen der

Bildungsstand niedrig ist und Stammesgesetze angewendet werden. Diese Form

muss nicht notwendigerweise auf religiösen Überzeugungen beruhen. Dennoch

wird die Religion häufig für alle möglichen Ansichten und Handlungen

instrumentalisiert. Die Gewalt, die in dieser Atmosphäre entsteht, ist für

gewöhnlich nicht gegen das Gastland gerichtet. Vielmehr werden die

»Abtrünnigen« der Diaspora-Gemeinschaft Opfer familiärer Gewalt, da ihnen die Gefährdung der Integrität und Stabilität dieser Gemeinschaft und ihrer Werte zur Last gelegt wird. Beispiele für diese Form der Radikalisierung sind

Ehrenmord und Zwangsheirat. Charakteristisch für diese Milieus sind

Forderungen nach bedingungsloser Solidarität und sozialer oder moralischer

Kontrolle.

Zweitens sind junge Menschen, die in schwachen sozialen Strukturen

aufwachsen, besonders anfällig für eine Form der Radikalisierung, die ich als *Eskapismus* bezeichnen möchte. In diesen Fällen ist weder die eigene Familie noch die Gastgesellschaft in der Lage, eine adäquate Lebensführung anzubieten.

Frustration und mangelnde berufliche Perspektiven treiben diese Jugendlichen an, kriminelle Banden zu bilden, die zu unkontrollierten Gewaltausbrüchen

neigen. Ob in Berlin-Neukölln, im Stadtviertel Nørrebro in Kopenhagen oder in Malmö in Schweden, in Brüssel, in Birmingham oder in den Vorstädten von

Paris, man trifft immer auf das gleiche Problem. Auch hier muss nicht unbedingt die Religion entscheidend sein, sondern die soziale Lage. Doch die Religion kann ein Faktor in den Revierkämpfen werden, wenn zum Beispiel türkische und

marokkanische Jugendliche nicht mehr gegeneinander kämpfen und sich gegen

eingewanderte Russen oder Deutsche verbünden.

Drittens gibt es den *religiösen Avantgardismus*. Die Avantgardisten nehmen generell Abstand von den traditionellen islamischen Vereinen und sehen sich als Vorhut einer politisch-religiösen Revolution. Gerade diese Form scheint für

arabische Studenten und deutsche Konvertiten attraktiv zu sein. Haben sie sich einmal von ihrem familiären Milieu entfernt (biographische Wende),

isolieren sie sich und werden so eine leichte Beute für radikale Gruppen. Dennoch soll

zwischen Tendenzen der Islamisierung und islamistischen Versuchen der

Mobilisierung für den internationalen *Dschihad* klar unterschieden werden. In der Tat folgen viele türkische Islamisten in Deutschland der Illusion einer

Islamisierung Europas, doch sie scheinen weder ein Konzept noch die Mittel

dafür zu haben.

Einige dieser Organisationen mögen problematisch sein, weil sie manchmal

die Integrationsverweigerung fördern und die Absonderung der Zuwanderer

unterstützen. Sie profitieren aber vom friedlichen Leben ihrer Mitglieder in Deutschland, wie sie auch von deren Absonderung profitieren, und dies wissen sie sehr wohl zu schätzen. Europa bietet ihnen zudem den Luxus, dort auch

extreme Meinungen und Haltungen vertreten zu können.

Ein arabisches Sprichwort sagt: »Man beißt nicht die Hand, die einem das

Futter reicht.« Die militanten Extremisten kommen deshalb selten aus der Mitte der etablierten Organisationen. Doch wenn eine dieser Organisationen ständig von der Islamisierung Europas spricht, aber kaum dahin gehende Schritte

unternimmt, kapseln sich einige eifrige Mitglieder an den Rändern von ihr ab, weil sie den Status quo, den diese Vereine vertreten, nicht mehr ertragen. Und so kann man auch diese Organisation für die Radikalisierung verantwortlich

machen.

Die USA haben bekanntlich manches Unheil in der Welt angerichtet. Viele

Menschen in Japan, Korea, Vietnam, Chile, Argentinien und Kuba hatten unter

der aggressiven Machtpolitik der US-Amerikaner zu leiden, warum aber jagen

sich nur Muslime im Kampf gegen die USA und den Westen in die Luft? Von

geopolitischen Problemen und Identitätskonflikten sind viele Auswanderer

betroffen, aber fast ausschließlich unter den Muslimen drücken sich diese

Konflikte in kompromissloser Religiosität oder sogar Gewalt aus.

Die Ursachen für Gewalt und Terror kann man selbstverständlich nicht

alleine auf die Religion und auf den Koran zurückführen. Politische Unruhen, soziale Probleme und die Persönlichkeitsstrukturen der Terroristen dürfen nicht außer Acht gelassen werden.

Dennoch kann man der Religion in dieser Frage keinen Persilschein

ausstellen. Denn erst sie ermöglicht es dem Attentäter, in eine metaphysische Welt einzutreten, die einer kalkulierten politischen Tat eine sakrale Dimension verleiht. Die Bezeichnung der Ungläubigen im Koran als Vieh, das nur essen und genießen könne, entmenschlicht diese und lässt kein Mitleid mit ihnen zu. Die Vorstellung, Teil eines göttlichen Plans zu sein, trennt die Attentäter von der realen Welt und erleichtert es ihnen, alle Brücken hinter sich einzureißen.

Jeder Mensch in der modernen Welt, der sein heiliges Buch als die

wortwörtliche Sprache Gottes bezeichnet, die bindende Handelsanweisungen

für den Alltag beinhaltet, gilt als Fundamentalist. Nur bei Muslimen heißt das

»gläubig«. Wären die Muslime heute eine kleine Minderheit in der Welt, würde man mit ihnen eher wie mit einer Sekte umgehen. Denn in vielen Punkten, wie

zum Beispiel der Vorstellung vom Weltuntergang, unterscheiden sie sich kaum

von den Zeugen Jehovas. Dieses absolute Denken macht für Muslime die in

Europa vorherrschende Ambivalenz und den allerorten vorzufindenden

Relativismus schwer erträglich.

Aber auch säkulare Muslime sind nicht davor gefeit, irgendwann zum Glauben

zurückzukehren. Wer die Biographien der mutmaßlichen Attentäter von New

York, Madrid und London daraufhin untersucht, welche Rolle die Religion im

Radikalisierungsprozess gespielt hat, stellt fest, dass es sich häufig nicht um Menschen handelt, die ihre Kindheit und Jugend in Koranschulen verbracht

haben, sondern um Menschen, die mit dem Westen sehr vertraut sind. Man wird

ausfindig machen, dass diese Lebenswege keineswegs arme, zurückgebliebene,

ungebildete, unerfahrene und naive Menschen zeigen, die ihr Leben in der

religiösen Abgeschiedenheit verbrachten. Sie beschreiben eher Menschen, die

vieles erlebt haben, die Wanderer zwischen den Welten waren und die sich wohl hauptsächlich wegen ihrer Verunsicherung und Isolierung radikalen

Organisationen anschlossen. Alle hatten unterschiedliche Lebensziele und -perspektiven vor Augen, ehe sie sich zum Schritt in den Terrorismus entschlossen. Die Religion war zwar nicht der Motivationsfaktor ihres terroristischen Handelns; sie wurde aber in einem späteren Stadium zur Hauptlegitimierung dieses Handelns eingesetzt.

Noch etwas kann man bei ihnen feststellen: Es handelt sich bei diesen Personen häufig um Konvertiten, die die Religion erstmals entdecken, oder es sind Re-Konvertiten, die ihre Religion neu für sich erfinden. Beide Gruppen sind nicht in religiöse Strukturen hineingewachsen, sondern haben nach Enttäuschungen oder Überforderungen explizit Zuflucht bei der Religion gesucht. Konvertiten und Re-Konvertiten scheinen zudem besonders anfällig für übertriebene Religiosität und moralischen Purismus zu sein. Ein mittelalterlicher islamischer Geistlicher, Al-Imam Al-Schafi'i, schrieb einmal:

»Ich liebe die Gläubigen, auch wenn ich mit ihnen nichts am Hut habe, und ich hasse die Sünder, selbst wenn ich mit ihnen die Sünden teile.«

Die Attentäter können natürlich nicht für alle Muslime weltweit repräsentativ sein. Doch an ihnen kann man die Spaltung und kulturelle Desorientierung einer ganzen Generation junger Muslime messen. Die Begeisterung für die westliche Lebensform und der heftige Zuspruch zu modernen Konsumgütern bei gleichzeitiger religiös-ideologischer Indoktrinierung und einer Isolation vom Geist der Zeit schafft die explosive Mischung, die den Terrorismus beflügelt und die ich als Hauptgrund für den Untergang der islamischen

Welt sehe. Diejenigen Menschen, die vor der Idee der »Verseuchung« ihrer »wahren kulturellen

Identität« zurückschrecken oder die unfähig sind, mit fremden Werten

zurechtzukommen, tendieren zu einem Rückzug in die Isolation. Die

Konfrontation mit dem europäischen Alltag nimmt rapide ab und die Kräfte der Anpassung schwinden zunehmend. Die innere Spannung bleibt jedoch dieselbe.

Menschen, die in diese Enge geraten, sind unfähig, den zunehmenden Druck und die Erwartungen an ihre Person zu reduzieren oder gar zu vermeiden. Sie

ziehen es vor, die Konflikte, die sie zerreißen, auf die Welt um sich herum zu projizieren. Ein konstruierter, imaginärer Islam unterstützt sie mit einer

»wütenden Antwort« auf ihre soziale Lage, wie er ihnen auch die geopolitischen Konflikte erklärt, die sie für ihre Situation verantwortlich machen. Wie diese

»wütenden Antworten« aussehen können, ist an den Attacken auf New York,

Madrid und London deutlich abzulesen. Aber die terroristischen Anschläge von Luxor, Bali, Istanbul, Dar El-Salam, Kairo, Djirba, Karatschi, Bagdad und Kabul zeigen, dass diese Wut auch die islamischen Gesellschaften von innen zerreißt.

Man darf nicht vergessen, dass bei über vierzehntausend von Islamisten

verübten Terroranschlägen in den letzten Jahren die große Mehrzahl der Opfer Muslime waren.

Häresie als Chance

oder: Der postkoranische Diskurs

Ein Fallschirmspringer wurde vom Sturm ergriffen und landete auf einem

großen Baum in der Wildnis, weit weg von der Stadt. Weit und breit war kein

Mensch zu sehen. Doch plötzlich tauchte aus dem Nichts ein gutgekleideter

Mann auf. Der in der Patsche sitzende Fallschirmspringer rief vom Baum aus:

»Hallo, kannst du mir bitte sagen, wo ich bin?«

Der Gentleman antwortete: »Selbstverständlich, gerne, du bist auf dem

Baum, und du musst runter, viel Glück!«

»Bist du ein Islamreformer?«, fragte der Mann auf dem Baum.

»Ja, woher wusstest du das?«, fragte der Passant erstaunt.

»Erstens sagst du mir, was ich schon weiß, zweitens hilft es mir nicht weiter, und drittens, du nervst!«

Islamreformer leben davon, dass das Wort *Reform,* vor allem wenn davor das Wort *Islam* steht, in der heutigen Welt extrem sexy klingt. Aber diese Reformer waren über ein Jahrhundert lang nicht imstande, die nötigen Reformen

durchzusetzen. Die Unantastbarkeit der Religion stand ihnen immer im Wege

und ließ ihre Bemühungen buchstäblich im Sande verlaufen. Wie die religiösen Fundamentalisten sind auch die Reformisten vom Text des Korans besessen.

Während die Terroristen im heiligen Buch nach Rechtfertigung für Gewalt

suchen und finden, stöbern auch Liberale nach friedfertigen Passagen, die das Zusammenleben ermöglichen. Beide stärken damit die Autorität eines

Buches,

das für die Bedürfnisse einer vormodernen Gemeinde aus dem siebten

Jahrhundert entstanden war und im einundzwanzigsten Jahrhundert nichts zu

suchen hat. Bei diesen Reformern fehlen die letzte Konsequenz und der Mut,

dafür zu plädieren, den Koran endgültig zu entmachten und aus dem politischen Diskurs zu verbannen. Die katholische Kirche hat sich nicht selbst von innen reformiert, sondern wurde von außen gedrängt, sich zu verändern. Erst als sie die Macht verlor, verhandelte sie ihre neue Rolle in der Gesellschaft aus einer Position der Schwäche heraus. Das Gleiche muss auch mit dem Koran

geschehen. Erst muss die Haltung zu ihm als dem unveränderlichen Wort Gottes hinterfragt werden, bevor eine historisch-kritische Exegese möglich wird.

Für eine zeitgemäße Interpretation des Korans und eine Annäherung an die

Moderne plädieren die selbsternannten Reformer und betonen im gleichen

Atemzug, die eigene Tradition und kulturelle Eigenständigkeit nicht zu opfern.

Genau das machte Bin Laden. Er löste sich von der traditionellen Interpretation des Korans, die eine Rebellion gegen den Herrscher nicht zulässt. Durch eine Hermeneutik des Korans gelang es ihm, den Dschihad zu privatisieren und den

Massenmord an Zivilisten zu rechtfertigen. Auch er nähert sich der Moderne

und bedient sich modernster Technik, ohne sich das Gedankengut, das

dahintersteckt, zu eigen zu machen.

Die Islamreformer tanzen auf der Treppe zwischen Ost und West. Die, die im

Erdgeschoss sind, sehen sie nicht, und die, die oben sind, bekommen von ihrem Tanz nichts mit. Sie flirten mit der Moderne, wollen mit ihr hemmungslosen Sex ohne Verhütung haben und dennoch nicht davon schwanger werden. Sie tänzeln

einen Schritt nach vorne und zwei nach hinten und vermitteln die Illusion einer Dynamik. Ein Teil der Verwirrung und Stagnation in der islamischen Welt ist

diesen Reformern zuzuschreiben.

Politische Reformer sind da nicht viel anders. Regelmäßig wechselt Mubarak

sein Kabinett aus. Kein Mensch weiß, nach welchen Kriterien er Minister

ernennt oder feuert. Oft bleiben Minister Jahrzehnte im Amt, die offensichtlich ineffektiv und vom Volk ungeliebt sind, wie etwa der Kulturminister, der seit fünfundzwanzig Jahren im Amt ist. Oft aber verschwinden reformorientierte

Minister, kurz nachdem sie einen Reformplan vorgeschlagen haben, wie die

frühere Sozialministerin Al-Talawi, die einen Plan für Sozialversicherungen für zweihundertfünfzigtausend Ägypter einreichte, die in bitterer Armut lebten.

»Es gibt keine Armen in Ägypten«, sagte der damalige Premierminister, der

ihren Antrag ablehnte. Stattdessen musste das dafür vorgesehene Geld an der

Börse investiert werden. Bei der nächsten Kabinettsumbildung war die

Ministerin nicht mehr dabei. Und so versteht jeder, der ein Ministeramt

bekleidet, dass es nicht darum geht, etwas Innovatives zustande zu bringen,

sondern Loyalität zu beweisen. Deshalb bleiben hochrangige Verantwortliche

mit ihren neuen Ideen zurückhaltend und werden somit Vorbild für ihre

Beamten. Keiner traut sich zu, dem Herrscher oder dem Vorgesetzten schlechte Nachrichten zu überbringen oder ihn mit Denkanstößen zu belästigen.

Der damalige Präsident Sadat wollte in den siebziger Jahren des zwanzigsten

Jahrhunderts nach jahrelanger Alleinherrschaft des sozialistischen Präsidenten Nasser die Demokratie einführen. Er gründete eine Partei namens »Ägypten«,

deren Präsident er wurde, die naturgemäß bei den ersten Wahlen die absolute

Mehrheit im Parlament erreichen konnte. Kurz danach verließ der Präsident

diese Partei und wechselte zur Nationalpartei. Mit ihm gingen alle

Abgeordneten und Mitglieder der Ägypten-Partei, und die neue hatte sofort die Mehrheit. Die Ägypten-Partei existiert heute nicht mehr. Die Nationalpartei

regiert dagegen seit über vier Jahrzehnten unangefochten.

Die politischen Reformer denken, in der Demokratie komme es auf

Verfassung und Wahlrecht an, die religiösen Reformkräfte führen die Misere auf eine falsche Auslegung des Korans zurück.

Eine Reform würde für mich aber bedeuten, die Kette, die das starre System

stützend umspannt, zu sprengen. Diese Kette besteht aus dem verankerten

Stammesbewusstsein, der religiösen Herrschaftstreue, verlogener Sexualmoral

und ineffektiver Bildung, die nicht den Verstand stimuliert, sondern veraltete Denkstrukturen zementiert. Die sogenannten Reformer begnügen sich aber oft

damit, diese Kette lediglich mit ihrer Lieblingsfarbe anzustreichen, und nennen dies dann Veränderung. Sie schmieren Salbe auf die aus Krebs entstandenen

äußerlichen Entzündungen und trauen sich nicht an den Tumor heran – und

machen um die wichtigsten Fragen einen großen Bogen. Die Ärzte, die die

Medizin verschreiben, sind oft die Krankheitserreger selbst.

Deshalb halte ich die Versöhnung des Islam mit dem Atheismus für die letzte

Chance. Es ist Zeit für Häretiker, die den Koran neutralisieren und eine neue Geisteshaltung einführen müssen. Damit meine ich weder einen Aufruf zum

Glaubensverlust noch eine Aufforderung, gegen den Koran oder den Propheten

zu polemisieren. Wir müssen weder pro noch contra Koran sein, aber wir

können einen Deal abschließen: Es ist unfair, Mohamed und den Koran aus der

Sicht des einundzwanzigsten Jahrhunderts moralisch zu beurteilen. Aus der

gleichen Logik heraus ist es auch unfair, dass wir unseren Alltag im

einundzwanzigsten Jahrhundert von den moralischen Vorstellungen des siebten

Jahrhunderts beeinflussen lassen. Mit Versöhnung mit dem Atheismus meine ich, dass beides, Glaube und Unglaube, friedlich nebeneinander bestehen können

muss, ohne einander auszuschließen. Vor der Gründung Israels sagte Ben

Gurion: »Wir werden einen jüdischen Staat haben, erst wenn wir jüdische

Polizisten und jüdische Prostituierte haben.« Was den Islam betrifft, werden wir eine muslimische Zivilgesellschaft erst haben, wenn wir muslimische Atheisten haben, die unbehelligt auf der Straße laufen und ihre Gedanken frei ausdrücken können. Heute verfluchen wir unsere Häretiker, morgen werden wir ihnen

dankbar sein.

Den ersten Schritt im Prozess der Veränderung nenne ich nicht »Reform«,

sondern eine »geregelte Insolvenz«. Erst wenn die islamische Kultur Konkurs

anmeldet und erkennt, warum sie pleitegegangen ist, kann sie vielleicht einen neuen Anfang wagen. Insolvenz bedeutet in diesem Zusammenhang für mich,

dass die islamische Kultur sich von vielen schweren Koffern trennen muss, sollte sie den Weg in die Zukunft beschreiten wollen. Sie muss sich von vielen Bildern verabschieden: Gottesbilder, Frauenbilder, Weltbilder, Feindbilder und

Vorbilder. Die Geschlechter-Apartheid hemmt die Kreativität und schaltet die schöpferische Kraft der Hälfte der Gesellschaft aus und muss deshalb beendet werden. Feindbilder haben die Opferrolle bei Muslimen zementiert und sie

immer daran gehindert, die eigenen Versäumnisse zu erkennen und nach

Lösungen dafür zu suchen. Die Entwaffnung der eigenen Geschichte und die

Einführung eines neuen Geschichtsbewusstseins, basierend auf Verstehen statt Selbstverherrlichung, in das Bildungssystem ist ein Muss. Eine Trennung von

Religion, Stammesbewusstsein und politischer Macht muss erfolgen, um eine

moderne Staatsform zu erreichen. Man mag fragen, was von der islamischen

Kultur danach übrig bleibt außer Trümmern. Das ist wohl richtig, aber auch

Trümmer können eine positive Funktion haben, wie der Olympiaberg von

München zeigt.

Nichts hasste ich als Schüler in einem ägyptischen Gymnasium mehr als den

Physikunterricht. Aus meiner damaligen Sicht handelte es sich immer um

sinnlose theoretische Formeln über Energie, Thermodynamik und

Atombewegungen, die kein Mensch braucht. Wir durften nie das, was wir dort

lernten, durch Experimente in die Tat umsetzen. Aber Physikexamen konnte ich trotzdem immer mit Bravour bestehen, denn ich ging mit der Physik um wie mit dem Koran: auswendig lernen, ohne es zu verstehen. Doch bei der Vorbereitung dieses Buches merkte ich, dass ich aus der Geschichte, Philosophie und

Soziologie keine Hoffnung für die Zukunft der islamischen Welt schöpfen kann, weshalb ich einen Exkurs in die Welt der Physik wage, doch am Ende werde ich wieder bei der Philosophie landen.

In der Thermodynamik gibt es den zweiten Hauptsatz der Entropie

(Wärmelehre). Dieser geht davon aus, dass mechanische Energie in Wärme,

umgekehrt aber niemals Wärme vollständig in mechanische Arbeit umgewandelt

werden kann. Mit meinen bescheidenen Physikkenntnissen konnte ich

verstehen, dass ungenutzte Energien zwar nicht verlorengehen, dennoch in

Unordnung und Chaos enden können. Allerdings schließen die Gesetze der

Thermodynamik eine spontane Systemänderung nicht aus.

Epikur, der seinen Schülern in Athen Furchtlosigkeit vor den Göttern und vor dem Tode lehren wollte, gab ihnen ein Beispiel aus der Physik, um zu zeigen, wie das Individuum dem Schicksal oder dem geschlossenen System der

Gemeinschaft entkommen kann. Die Welt besteht laut dieser Theorie aus

unendlich vielen Atomen, die nach den Gesetzen der Physik in die Leere des

Raumes fallen. Wenn alle Atome dem Gesetz folgen würden, würden sie

einander nie berühren, und die Sinneswelt, die wir kennen, wäre nicht

wahrnehmbar. Erst die geringfügigen Abweichungen der Atome von ihrer Bahn

machen die Zusammenballung von Atomen möglich, die zur Entstehung der

Körper führt. Später übernahm der Philosoph Lukrez die Theorie Epikuros' und nannte sie *Clinamen*. Wie und warum ein Atom seine Bahn verlässt, bleibt allerdings unerklärlich. Es muss die Geschlossenheit des Systems selbst sein, die diese Abweichungen provoziert. Das Atom kann hier als das Individuum

verstanden werden, die Anziehungskraft als die Regel der Gesellschaft oder der natürliche Lauf der Dinge. Egal wie starr ein System ist, die

Wahrscheinlichkeit einer Veränderung von innen ist nie auszuschließen, auch wenn diese durch die gewöhnliche Entwicklung der Körper kaum zustande kommen könnte. Der

Zusammenbruch der Sowjetunion mag nur so erklärt werden können.

Das geschlossene arabisch-islamische System provoziert Abweichler und

Andersdenkende zum Sprung. Diese stellen sich gegen die Ordnung, aber nicht

immer um eine Veränderung herbeizuführen. Manche tun es aus Trotz, manche

sehen ihre Abweichung als Mission, andere wissen gar nicht, dass sie

Abweichler sind. Es mangelt jedenfalls nicht an Individuen in der islamischen Welt, die große unerwartete Sprünge wagen und das Gleichgewicht des

Systems, zumindest kurzfristig, stören. Häretiker wie Ibn Warraq und Ayan

Hirsi Ali und Kritiker wie Necla Kelek und Wafaa Sultan kann man als *Clinamen* sehen. Der schmerzliche Druck, den ihr System auf sie ausübte, forderte sie

zum Absprung heraus. Die Tatsache, dass sie gegen das System wettern, ändert aber nichts daran, dass sie ein Teil von ihm waren und vielleicht immer noch sind.

In einem Punkt sind diese Abweichler mit den russischen Dissidenten während

der Sowjetunion wie Solschenizyn, Sinowjew und Sacharow vergleichbar. Sie

hatten nicht nur den Mut, aus dem System der Unterdrückung auszubrechen,

sondern auch der Welt die Schandtaten dieses Systems vorzuführen. Mit seinem

»Archipel Gulag«, der von den Greueltaten des kommunistischen Regimes in den Arbeitslagern berichtete, entzauberte Solschenizyn die Sowjetunion in den

Augen vieler europäischer Linker, die im Realsozialismus immer noch eine

Utopie sahen. Auch Alexander Sinowjew ärgerte das System durch seine Kritik

am Stalinismus und wurde 1978 ausgebürgert. Doch im Westen schrieb er nicht

nur über die physische Gewalt des Systems, sondern auch über die positiven

Seiten des Kommunismus, die ihn am Leben halten. Solschenizyn war für ihn ein Idealist, die meisten Menschen in der Sowjetunion seien dagegen

Alltagsrealisten, die nicht mehr als Stabilität und Arbeit wollten. Die Menschen der Sowjetunion seien deshalb keine Opfer des Kommunismus, sondern Opfer

der eigenen Gleichgültigkeit gewesen, schrieb er.

Doch in einem unterscheiden sich die muslimischen oder ex-muslimischen

Dissidenten von den russischen Dissidenten deutlich. Die russischen Dissidenten brachten das System in Verlegenheit und machten es nervös. Ihre Schriften

erreichten nicht nur den westlichen Intellektuellen, sondern auch die Menschen in allen Städten der Sowjetunion und desillusionierten auch viele im Inneren.

Während Solschenizyn, Sacharow und Sinowjew sowohl zum Westen als auch zu

ihrer Bevölkerung sprachen, sprechen Ibn Warraq, Ali und Kelek fast

ausschließlich zum Westen und veröffentlichen ihre Bücher nur in europäischen Sprachen. Die Debatten, die sie anstoßen, erreichen deshalb kaum die

Menschen, die sie am nötigsten brauchen, nämlich die Muslime in den

islamischen Staaten selbst. Während diese Dissidenten im Westen als prominent gelten, kennt sie kaum jemand in der islamischen Welt.

In der islamischen Welt selbst gibt es auch zahlreiche spontane Abweichler.

Es bewegt sich einiges, viele Tabus werden in der Literatur gebrochen, viele Journalisten nehmen sich die Freiheit, trotz Gefahr, die Systeme zu kritisieren.

Aber man kann noch nicht von einer Bewegung sprechen. Diese Abweichler sind

Einzelakteure und schaffen es nicht, sich zu einem Netz zu verknüpfen. Im März 2010 bewarb sich eine vollverschleierte Frau aus Saudi-Arabien bei einem

beliebten Poesiewettbewerb in Abu Dhabi, den man mit »Deutschland sucht den

Superstar« sowohl in seiner Popularität als auch im Format vergleichen kann.

Als sie vor der Jury, die nur aus Männern bestand, vortrug, lieferte sie eine mutige Anklage gegen die Stellung der Frau in ihrem Land, die als Besitz des Mannes oder als Vieh im Haus gilt. Mit ihrem Plädoyer bewegte sie Millionen

überall in der arabischen Welt, die die Sendung live via Satellit verfolgten. Der ägyptische Blogger Wael Abbas riskierte viel und veröffentlichte Videos im

Internet, die die täglichen Misshandlungen auf ägyptischen Polizeistationen

dokumentieren, und wurde dafür im März 2010 zu einer Haftstrafe verurteilt.

Ein drittes Beispiel bietet die libanesische Dichterin und Journalistin Jumana Haddad, die seit Ende 2008 eine Zeitschrift herausgibt, die mehr als

revolutionär ist. Die Illustrierte heißt *Jasad,* Körper, und beschäftigt sich mit allen Themen, die den Körper betreffen: Gesundheit, Kunst, Sexualität. Das

Magazin wurde von vielen Seiten als pornographisch beschrieben und scharf

attackiert, weil es zum Beispiel offen über Homosexualität und Onanie schreibt.

An Kiosken darf das Magazin deshalb nur eingepackt verkauft werden. Sonst

wird es hauptsächlich an Abonnenten in allen arabischen Staaten per Post

verschickt. Man darf raten, woher die meisten Kunden stammen. Richtig: aus

Saudi-Arabien.

Der große Häretiker in der islamischen Welt aber heißt Facebook. Es ist

auch der größte Demokrat. Schon wenige Monate nach der Gründung des

sozialen Online-Netzwerks hatte Ägypten nach den USA die meisten Nutzer.

Überall in den islamischen Staaten sind viele junge Menschen internetsüchtig.

Sie chatten über Religion und Politik, schauen sich Pornos an, hören sich die Musik von Beyoncé, aber auch die Botschaften von Bin Laden an. Auch

Fundamentalisten entdeckten das Internet und Facebook. Die

Muslimbruderschaft unterhält mittlerweile ihre eigene Wikipedia. Die größten Gruppen auf Facebook gehören religiösen Predigern wie Qaradawi, Amr Khalid,

an. Die größte Fangruppe hat selbstverständlich der Prophet Mohamed selbst.

Das Internet spiegelt die Schizophrenie in der islamischen Gesellschaft wider.

Weltweit werden Pornoseiten am meisten in Pakistan, Iran und Ägypten

angeklickt. Gleichzeitig boomt die Dschihad-Ideologie auch online. Bei den

Nutzern handelt es sich nicht unbedingt um zwei unterschiedliche Gruppen,

beide Seiten haben vielmehr oft die gleichen Leser und Betrachter. Nur das

Internet machte die Verbreitung von Fatwas, aber auch die Veröffentlichung

von Häresien möglich. Ein beliebter Blog im Internet lautet »Vereinigung

arabischer Atheisten«. Die Polarisierung nimmt zu. Junge Menschen ringen nach Orientierung.

Auf den Straßen von Kairo erlebte ich in den letzten drei Jahren zwei Szenen, die mir zeigten, wie ein System sich, zumindest kurzfristig, spontan verändern kann. Im Herbst 2007 ging ich mit einem Freund eine Straße im Zentrum Kairos entlang und wurde Zeuge einer Szene, die sich wohl nur in Ägypten abspielen

kann. Es war Freitagabend, und die lange Einkaufsstraße war so mit Menschen

überfüllt, dass ich beinahe Platzangst bekam. Die Frage, wie all diese Massen dreimal am Tag etwas zu essen bekommen und wie eine Stadt wie Kairo

überhaupt noch funktioniert, faszinierte mich. Nach allen Einschätzungen und Berechnungen sollte diese Stadt längst in sich zusammengebrochen sein.

Plötzlich hörte ich mehrere Schreie: »Ashraf, mein Kind, Ashraf!« Eine junge Mutter aus der Provinz rief verzweifelt nach ihrem dreijährigen Sohn, den sie in der Menschenmenge verloren hatte. Sie schrie und schrie, und plötzlich stand die Straße still. Kein Mensch bewegte sich mehr, und jeder fing an, den Namen des Jungen laut zu rufen. Zum ersten Mal fühlte ich mich als Teil der Masse und rief: »Ashraf, Ashraf!« Das Schicksal dieses Kindes schien mir als mein eigenes, als das Schicksal von uns allen zu sein. Bald kam die Polizei, was ungewöhnlich ist, da sie üblicherweise erst eintrifft, wenn sich die Sache geklärt hat oder wenn es zu spät ist. Doch die Polizisten konnten nichts ausrichten und fingen an, mit den Massen nach dem Kind zu rufen. Minuten vergingen, und die Rufe

erreichten die Parallelstraße, wo das Kind sich aufhielt. Ein junger Mann sah den weinenden Jungen. Sein Ruf wurde von den Massen über eine Entfernung

von sechshundert Metern getragen, bis die Nachricht die Mutter erreichte. Die Massen spalteten sich, um den Weg für den Mann mit dem Jungen zu öffnen.

Bald lag das Kind in den Armen seiner Mutter, und nicht nur in ihren Augen

waren Freudentränen zu sehen. Ein unglaublicher Jubel brach aus. Jeder, der

dort stand, war zutiefst gerührt. Das ist Kairo. Das ist auch Ägypten.

Ende Januar 2010 wurde Ägypten Afrika-Meister in der Fußball-

Afrikameisterschaft. Millionen von Ägyptern strömten auf die Straßen von Kairo und jubelten bis früh in den Morgen. Alle gesellschaftlichen Regeln schienen für eine Nacht aufgehoben. Frauen durften nicht nur alleine bis spät in der Nacht wegbleiben, sondern tanzten öffentlich und fröhlich auf offener Straße. Manche von ihnen nahmen sogar ihre Kopftücher ab und schwenkten sie in der Luft. Man sah in ihren Augen den Wunsch nach Freiheit und die Sehnsucht danach, Teil von etwas Schönem zu sein. Ich sah die glücklichen Gesichter der jungen Menschen und dachte, diejenigen, die die Pyramiden gebaut haben, müssen auch

enthusiastische Ägypter gewesen sein, wie diese, die ihr Land lieben. Was ist denn schiefgelaufen? Ist es wirklich nur die Diktatur des Systems, die ihnen im Wege steht, oder liegt es womöglich an der dicken Lehmschicht, die ihre

Wahrnehmung und ihren Verstand umhüllt? Sie sollten sich vielleicht nur Ludwig Börnes Satz zu Herzen nehmen: »Einen Wahn verlieren macht weiser als eine

Wahrheit finden.«

Aufklärung, wie Kant sie versteht, ist der Ausgang des Menschen aus seiner

selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit entsteht, wenn man seinen

Verstand abschaltet und auf die Leitung anderer angewiesen ist. Aufklärung

bedeutet aber nicht unbedingt, die Religion zu entsorgen. Die jüdische

Emanzipation begann mit der Initiative eines gläubigen Philosophen namens

Moses Mendelssohn, der Bildung großschrieb. Auch in Skandinavien richtete

sich die Aufklärung nicht wie in Frankreich gegen die Kirche, sondern wurde von einem Pfarrer namens Nikolai Frederik Severin Grundtvig

eingeleitet, der in

Dänemark die erste Volkshochschule der Welt gründete. Der Ausgang von

Grundtvigs Aufklärung war die dreifache Frage, was es bedeute, ein Mensch zu sein, und welche Rolle dieser Mensch in seiner Gesellschaft und in seiner Welt spielen solle. »Zuerst Mensch und dann Christ« war Grundtvigs Motto für die

Aufklärung. Bildung für alle, die Organisation der Bauern in Verbänden und sein Engagement, das später in die Gründung politischer Parteien für die Arbeiter mündete. Dies waren die Meilensteine, die Grundtvig für die dänische

Modernisierung und die Sozialdemokratie legte, worauf der Wohlfahrtsstaat in allen skandinavischen Staaten heute basiert ist.

Nicht nur Abweichler, die sich abkapseln und das System verlassen, braucht

die islamische Welt, sondern auch solche, die, wie Grundtvig, in der Mitte des Systems bleiben und es, wie ein trojanisches Pferd, von innen unterwandern.

Wir brauchen Imame, die Averroes, Kant und Spinoza gelesen haben, und

Moscheen, in denen Frauen nicht nur ohne Abtrennung neben Männern beten,

sondern auch predigen können. Wir brauchen mehr Mut und mehr klare Worte.

Wenn es nach mir ginge, wollte ich den Wahlspruch der Aufklärung aus jedem

Minarett in der islamischen Welt fünfmal am Tag hören: Sapere aude! Habe

Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!

Auf Wiedersehen, Orient

oder: Aufbruch oder

Zusammenbruch?

Aufklärung war noch nie umsonst zu haben. Eine Modernisierung nach dem

Zauberspruch »Sesam, öffne dich!« wird es nicht geben. Es stimmt zwar, dass

wir uns in einer Zeit des Umbruchs befinden, eines Umbruchs nicht nur in der islamischen Welt. Doch was den Islam betrifft, kommt nach meiner

Einschätzung zunächst der Zusammenbruch. Das Erdöl geht zur Neige, die

klimatischen Bedingungen in der Region verschärfen sich und revitalisieren alte Konflikte, die geistige Erstarrung nimmt zu und findet immer mehr Anhänger,

die sich von der Welt isolieren. Die Radikalen werden immer radikaler und die Liberalen noch liberaler. Die Fronten sind verhärtet wie selten zuvor.

Der Weg der Modernisierung führt über den Umweg der totalen

Islamisierung. Doch die halbwegs säkularen Machthaber in der islamischen

Welt und ihre westlichen Verbündeten können sich diesen Umweg nicht leisten.

Was in Algerien, Anfang der neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts,

nach dem Sieg der Islamisten bei den Parlamentswahlen und der

darauffolgenden Annullierung der Wahlergebnisse geschah, droht auch in

Ägypten, Marokko, Tunesien und Jordanien. Der Bürgerkrieg in Algerien, die

Auseinandersetzungen in Pakistan, Irak, Somalia und im Sudan sind nur ein

Vorgeschmack dessen, was noch kommen kann. Die Religionskriege, die Europa

an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit ausbluten ließen und später einen

Umdenkungsprozess in Gang setzten, werden in der islamischen Welt zwischen

Sunniten und Schiiten, zwischen säkularen und religiösen Kräften ausgetragen.

Der Ausgang dieses Kulturkampfes wird entscheiden, ob der Bruch ein Auf- oder ein Zusammenbruch wird.

Diese ideologischen Konflikte werden durch den Klimawandel in der Region

verschärft, der einen zusätzlichen Druck auf die Menschen dort ausübt. Der

Kampf um die knappen Ressourcen wird die ideologischen

Auseinandersetzungen weiter eskalieren lassen. Die rückständige Forschung in der arabischen Welt und die Abhängigkeit vom Erdöl als

Haupteinkommensquelle hinderte die arabischen Staaten daran, die

Auswirkungen der Erderwärmung frühzeitig zu erkennen und Schritte zu

unternehmen, um den dramatischen Entwicklungen entgegenzuwirken. Obwohl

die Region zu den sonnenreichsten der Erde gehört, spielen Solar- und andere erneuerbare Energien dort kaum eine Rolle. Der Konsum geht ungebremst

weiter, ohne Umweltbewusstsein und ohne Konzepte für einen Ausgleich. Der

kontinuierliche Abbau von Grünflächen und das Errichten von gigantischen

Hotelanlagen direkt an den Küsten zugunsten eines nicht nachhaltigen

Massentourismus vergewaltigt die Umwelt und stört das Ökosystem massiv.

Eine gleichgültige, fatalistische Haltung und der Mangel an nachhaltigem

Denken lässt die Umweltprobleme in der arabischen Welt als Nebensache oder

als gar nicht existent erscheinen.

Jahrelang galt Klimaforschung in den arabischen Staaten als Luxus, den sich

nur der reiche Westen leisten kann. Kurz vor dem letzten Klimagipfel in

Kopenhagen Anfang 2010 erschien dann doch die erste ernstzunehmende

arabische Studie zur Klimaveränderung im Nahen Osten. Sollten die Verfasser

der Studie recht behalten, ist der endgültige Untergang der arabischen Welt nur eine Frage der Zeit. Die Studie des arabischen Forums für Umweltforschung

und Entwicklung (AFED), das seinen Sitz in Beirut hat, geht davon aus, dass im Zuge der Wasserknappheit große Teile des fruchtbaren Halbmondes vom

Libanon bis zum Irak bis zum Ende dieses Jahrtausends verschwinden werden.

Die Ergebnisse dieser Studie sagen aber der gesamten Region kurz- bis

mittelfristig eine düstere Zukunft voraus. Bereits heute besitzen die arabischen Staaten zehn Prozent der weltweiten Agrarflächen, verfügen jedoch nur über

weniger als ein Prozent der Süßwasservorräte. Und diese werden bis 2050

noch knapper. Die AFED-Studie wurde Ende 2009 in einer Konferenz

vorgestellt, die mit einem demonstrativen Plakat eröffnet wurde: »Wir können Erdöl nicht trinken«. Die Studie verlangt, die Ölproduktion zurückzunehmen und die Wege für erneuerbare Energien in den arabischen Staaten zu öffnen. Doch

die ölreichen Golfstaaten, allen voran Saudi-Arabien, haben sich unversöhnlich gegenüber dieser Forderung gezeigt, obwohl sie selbst durch den Klimawandel

am meisten leiden werden.

Als Ergebnis der Erderwärmung soll der Meeresspiegel bis Ende des 21.

Jahrhunderts ansteigen, so dass große Teile der Vereinigten Arabischen

Emirate, Kuwaits und Katars existenziell betroffen sein werden. Auch zwölf bis fünfzig Prozent des ägyptischen Nildeltas sollen dadurch für den Ackerbau

untauglich werden, was fatale Konsequenzen für die ägyptische Wirtschaft

haben wird. Bereits heute droht ein Konflikt zwischen Ägypten und Äthiopien

und Kenia zu eskalieren, weil Staudämme am oberen Nil geplant sind, die

Ägyptens Wasserversorgung bedrohen. Der Anbau von Baumwolle und Getreide

wird dadurch massiv beeinträchtigt. Einen Rückgang der

Lebensmittelproduktion in der gesamten arabischen Region um fünfzig Prozent

befürchten die Verfasser der Studie. Darüber hinaus sind auch viele

Urlaubsziele in der arabischen Welt betroffen, die zusätzlich durch das sich verschlechternde Ökosystem und die immer weiter steigenden Temperaturen

für Touristen unattraktiv werden. Sollten den arabischen Staaten nach dem

Versiegen des Erdöls auch die Einnahmen aus dem Tourismus fehlen, dürfte sich die ohnehin wacklige arabische Wirtschaft davon kaum erholen. Eine

vollkommen neue, auf Hightech basierte Wirtschaft müsste entstehen, um die

Region tatsächlich zu retten. Ein Blick auf die aktuelle Bildungs- und

Wissenschaftskultur in der arabischen Welt lässt allerdings erhebliche Zweifel an der Möglichkeit einer solchen zukunftsweisenden Veränderung aufkommen.

Eine derartige Transformation ist dem schwerfälligen islamischen Körper nicht zuzutrauen. Die Klimastudie sagt ebenfalls voraus, dass das Wasser des Jordans massiv zurückgehen wird, was den Konflikt zwischen Israel, Jordanien und den palästinensischen Gebieten auf dramatische Weise zuspitzen wird.

Dabei sollte nicht außer Acht gelassen werden, dass der Klimawandel in der

arabischen Welt kein Zukunftsszenario mehr darstellt, sondern längst bittere Realität ist. So schreibt Harald Welzer in seinem Buch »Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird«, dass sich die Wüste im Norden des Sudans in den letzten vierzig Jahren um hundert Kilometer nach Norden vorgearbeitet hat.

Die Regenmengen werden laut dem UN-Umweltprogramm im Lande um fünf

Prozent im Jahresdurchschnitt zurückgehen, was einen Rückgang von siebzig

Prozent der Getreideernte bedeuten würde. Das UN-Programm prognostiziert

ebenfalls für Regionen des Sudans das Verschwinden des gesamten Waldes

bereits in den kommenden zehn Jahren. Welzer macht diese klimatischen

Veränderungen für den seit fünfzig Jahren andauernden Bürgerkrieg zwischen

dem dürren Norden und dem fruchtbaren Süden des Sudans mit

Hunderttausenden von Toten und mehr als fünf Millionen Flüchtlingen

verantwortlich. Zwei Millionen dieser Flüchtlinge halten sich allein in Darfur auf, das zu den ärmsten Gebieten der Erde zählt.

Dreißig Jahre sind es noch, schätzen die Experten, bis zum Ende des Ölsegens und der Ölplage in Arabien. Unter dem Versiegen der Öl- und damit Geldquellen werden nicht nur die Golfstaaten leiden, sondern viele islamische Länder, die auf das Geld ihrer Gastarbeiter angewiesen sind. Allein fünf Millionen Ägypter

verdienen ihren Lebensunterhalt in Saudi-Arabien. Diese Gastarbeiter werden

mit der Ideologie der Wahhabiten und mit schlechten Zukunftsaussichten in ihre Heimatländer zurückkehren. Welche Wirkung diese Remigranten auf die

wirtschaftliche und soziale Balance in ihren Ländern haben werden, bleibt

abzuwarten.

Wüste und Bevölkerung wachsen, Erdöl, Wasser und Nahrung werden immer

knapper. Dies ergibt ein explosives Gemisch, das jeden Nationalstaat

schwächen muss. Der Staat wird das Gewaltmonopol verlieren, was zu Unruhen

bis hin zur Anarchie führen kann. Hinzu kommt eine unversöhnliche

Geisteshaltung gegenüber dem Westen und der modernen Wissenschaft, wie

gegenwärtig in vielen arabischen Staaten zu beobachten ist. All diese Faktoren legen es leider nahe, der Prognose zuzustimmen: Die arabisch-islamische Welt wird untergehen. Zwei Prinzipien beherrschen das Leben und die Natur: Vielfalt und Flexibilität. Wer gegen sie verstößt, stirbt aus. Die islamische Welt tut dies seit geraumer Zeit und wird deshalb in sich zusammenfallen. Es bleibt nur, sich Spenglers Rat zu Herzen zu nehmen: dem Untergang der eigenen Kultur

»gefasst ins Auge zu schauen«, die Ursachen dafür unaufgeregt zu analysieren und das zu retten, was noch zu retten ist. Aus den Ruinen der zerfallenen

islamischen Zivilisation sollte man auch einen Hügel errichten, von wo aus die Menschen einen Blick auf die Welt werfen können. Wie Fukuzawa Yukichi einst

»Auf Wiedersehen, Asien« sagte, um Japan auf den Weg der Modernisierung zu

bringen, werden Muslime »Auf Wiedersehen, Orient« sagen müssen, um ihn zu

retten. Ich fürchte nur, dass aus diesem »Auf Wiedersehen« keine geistige

Erneuerung, sondern die größte Völkerwanderung der Geschichte erwachsen

wird.

Denn der Untergang der islamischen Welt bedeutet, dass die Migrationswellen

Richtung Europa zunehmen. Entweder wird man den Neuzugewanderten die

Pforten öffnen müssen oder sie im Mittelmeer ertrinken lassen. Europa ist dem in beiden Fällen weder moralisch noch wirtschaftlich gewachsen. Junge

Muslime, die vor Armut und Terrorismus fliehen, werden auch die Konflikte

ihrer Heimatländer mit nach Europa tragen. Europa stellt für sie zwar eine

Hoffnung in der Krise dar, doch befreien können sie sich trotzdem nicht von

ihren alten Feindbildern. Sie werden in einen Kontinent einwandern, den sie

innerlich verachten und für ihre Misere verantwortlich machen. Weder die

staatlichen Institutionen noch die hier alteingesessenen muslimischen

Einwanderer können ihnen helfen, sich einzugliedern. Die privatisierte Gewalt, die im Zuge des Untergangs ihrer Staaten entstanden ist, wird sich somit nach Europa auslagern. Die zahlreichen Sünden des Westens und die Versäumnisse

der islamischen Welt in den letzten Jahrhunderten werden sich erneut

asymmetrisch begegnen und in die Augen schauen. Sollte die islamische Welt

tatsächlich untergehen, könnte sich auch Spenglers Prophezeiung über den

Untergang des Abendlandes bewahrheiten. Das ist die Kehrseite der

Globalisierung. Schwere Zeiten warten auf uns auf beiden Seiten des

Mittelmeers, und uns allen läuft die Zeit davon.

Der Wald wird niederbrennen, und der Rauch wird zum Himmel steigen. Aber

neue Bäume werden an der gleichen Stelle trotzdem wachsen. Kulturen

entstehen und verschwinden wie eine Sandburg am Strand. Das Meer aber

bleibt und seine Wellen werden immer kommen und gehen, unabhängig davon,

welche Gestalt die Sandburg am Strand hat.

- hosted by www.boox.to -

Dank

Dank an Stefan Ulrich Meyer, der durch seine hervorragende Arbeit den Text

bereicherte; an Alexander Simon, der dieses Buchprojekt mit großer

Begeisterung und Unterstützung begleitete, und an Connie Minami Hansen, die

mit mir jede These ausführlich diskutierte.

Weiterführende Literatur

Abou Mousa Al-Hariri: qass wa nabi, bahth fi nasha’at al-islam, 2001

Al-Aswani, Alaa: limaza la yathur al-masriyyuun, 2010

Al-Rasafi, Marouf: al-shakhsiyya al-muhammadiyya, 2002

Al-Tabari, Abi Ga’afar Mohamed Ibn Jarir: tarikh al-umam wal-muluk (1–3), 1988

Amin, Ahmed: Fajr al-Islam, 2000

Amin, Ahmed: Duha al-Islam, 2000

Amin, Galal: maza hadatha lil-masriyyin, 2008

Aslan, Reza: Kein Gott außer Gott. Der Glaube der Muslime von Muhammad bis zur Gegenwart, 2008

Blaker, Carmen: Japanese Enlightenment, A Study of the Writings of Fukuzawa Yukichi (University of Cambridge, oriental publications No. 10), 1964

Brenner, Michael: Geschichte des Zionismus, 2002

Brenner, Michael: Kleine Jüdische Geschichte, 2008

Courbage, Youssef & Todd, Emmanuel: Die unaufhaltsame Revolution. Wie die Werte der Moderne die islamische Welt verändern, 2007

Denon, Vivant & Arndt, Helmut: Mit Napoleon nach Ägypten 1798–1799, 2006

Der Koran, arabische Ausgabe, 1993

Diner, Dan: Versiegelte Zeit. Über den Stillstand der islamischen Welt, 2007

Fromm, Erich: Die Furcht vor der Freiheit, 1989

Heggy, Tariq: suguun al-fikr al-arabi, 2010

Hottinger, Arnold: Bonaparte in Ägypten: Aus der Chronik des Abdelrahman Al-Gabarti, 1989

Ibn Ishaq: Das Leben des Propheten, 2004

Ibn Khaldun: Buch der Beispiele, al-muqaddima, 1997

Jonker, Gerdien & Hecker Pierre: Muslimische Gesellschaften in der Moderne. Ideen, Geschichten, Materialien, 2007

Krebs, Gerhard: Das moderne Japan 1868–1952: Von der Meiji-Restauration bis zum Vertrag von San Francisco, 2009

Lewis, Bernard: Die Wut der arabischen Welt. Warum der jahrhundertelange Konflikt zwischen Islam und dem Westen weiter eskaliert, 2003

Luxenberg, Christoph: Die syro-aramäische Lesart des Korans. Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache, 2007

McGregor, Andrew James: A Military History of Modern Egypt from the Ottoman Conquest to the Ramadan War, 2006

Meddeb, Abdelwahab: Die Krankheit des Islam, 2007

Nagel, Tilman: Die islamische Welt bis 1500, 1998

Ramadan, Tariq: Radikale Reform. Die Botschaft des Islam für die moderne Gesellschaft, 2009

Roy, Olivier: Failure of political Islam, 1994

Roy, Olivier & andere: Der islamische Weg nach Westen: Globalisierung, Entwurzelung, Radikalisierung, 2006

Sartre, Jean Paul: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie, 1991

Schulze, Reinhard: A Modern History of the Islamic world, 2002

Schmidt, Ernst A.: Clinamen, 2007

Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes, 2007

Spiegel-Geschichte Nr. 2/2010

Tibi, Bassam: Vom Gottesreich zum Nationalstaat: Islam und panarabischer Nationalismus, 1987

Waldmann, Peter: Determinanten des Terrorismus, 2005

Wezler, Harald: Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird, 2008

Wolf, Christian: Die ägyptische Muslimbruderschaft. Von der Utopie zur Realpolitik, 2008

Zewail, Ahmed: Reise durch die Zeit. Weg zum Nobelpreis, 2006

Über Hamed Abdel-Samad

Hamed Abdel-Samad, geboren 1972 bei Kairo, studierte Englisch, Französisch,

Japanisch und Politik. Er arbeitete für die UNESCO, am Lehrstuhl für

Islamwissenschaft der Universität Erfurt und am Institut für Jüdische Geschichte und Kultur der Universität München. Abdel-Samad ist Mitglied der Deutschen

Islam Konferenz und zählt zu den profiliertesten islamischen Intellektuellen im deutschsprachigen Raum. Seine Autobiographie »Mein Abschied vom Himmel«

sorgte für Aufsehen (Knaur Taschenbuch 2010): »Was er von seinen

Landsleuten erwartet, hat er selbst vorgemacht: Aufklärung durch Tabubruch.«

ZDF-Aspekte

Über dieses Buch

Die islamischen Länder eint eine Religion, aus der sie ein problematisches

Menschen- und Gesellschaftsbild ableiten: Frauen und die meisten Männer, die nicht der herrschenden Schicht entstammen, sind ausgegrenzt. Ungeheure

intellektuelle Ressourcen dürfen nicht genutzt werden, wodurch auch der Wohlstand dieser Staaten verfällt. Von fundamentalistischen Muslimen wird diese Misere konsequent als Ergebnis »der feindlichen Politik des Westens« gedeutet. Die regionalen und globalen Perspektiven sind bedrohlich, denn das Zusammenkommen einer innovationsfeindlichen Kultur, einer rapide wachsenden, armen und unterdrückten Bevölkerung, zur Neige gehender Erdölvorkommen und klimatischer Probleme ergibt ein explosives Gemisch.

Hamed Abdel-Samad wagt eine scharfe, zwingende Prognose für die Zukunft der Kultur, der er selbst entstammt: Die islamischen Staaten werden zerfallen, der Islam wird als politische und gesellschaftliche Idee, er wird als Kultur untergehen.

Impressum

eBook-Ausgabe 2011

Knaur eBook

© 2010 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

ISBN 978-3-426-41006-6

LOVELYBOOKS

Der Social Reading Stream
Ein Service von LOVELYBOOKS
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

Wie hat Ihnen das Buch 'Der Untergang der islamischen Welt'

gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der

Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät

mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf www.knaur-ebook.de finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook Newsletter werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform www.neobooks.com publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook- und Twitter-Seiten:

http://www.facebook.com/knaurebook

http://twitter.com/knaurebook

http://www.facebook.com/neobooks

http://twitter.com/neobooks_com

Document Outline

- [Titel]
- [Inhaltsübersicht]
- Für meinen Vater, der [...]
- »Wer keinen Zielhafen hat [...]
- Einleitung oder: Morgenland ist abgebrannt
- Pulverfass Geschichte oder: Nimm mir meinen Sündenbock nicht weg!
- Von Höhlen und Schatten oder: Eine Kultur schämt sich, will es aber nicht zugeben
- Was ist schiefgelaufen? oder: Der lange Abschied vom Morgenland
- Die Lust an der Kränkung oder: Warum die Muslime so ungern an ihre selbstgemachte Misere denken
- Die Wut-Industrie oder: Ich bin Muslim, also bin ich beleidigt
- Der Karikaturenstreit oder: Ein Gespräch mit einem Ketzer
- Keine Revolution, nirgends oder: Das muslimische Gottesbild und die Herrschaftstreue
- Kultureller Inzest oder: Eine Freistadt ohne Freiheit!
- Käfighaltung oder: Eine Frau aus Ägypten
- Du sollst nicht lieben oder: Der gottgefällige Sex
- Bildung und Einbildung oder: Mohamed im Media Markt
- The Wind of Change oder: Der Erlöser kommt aus Wien
- Zwischen Renaissance und Radikalisierung oder: Muslime in der Fremde
- Häresie als Chance oder: Der postkoranische Diskurs
- Auf Wiedersehen, Orient oder: Aufbruch oder Zusammenbruch?
- Dank
- Weiterführende Literatur
- [Über Hamed Abdel-Samad]
- [Über dieses Buch]
- [Impressum]
- [Social Reading]
- [Hinweise des Verlags]